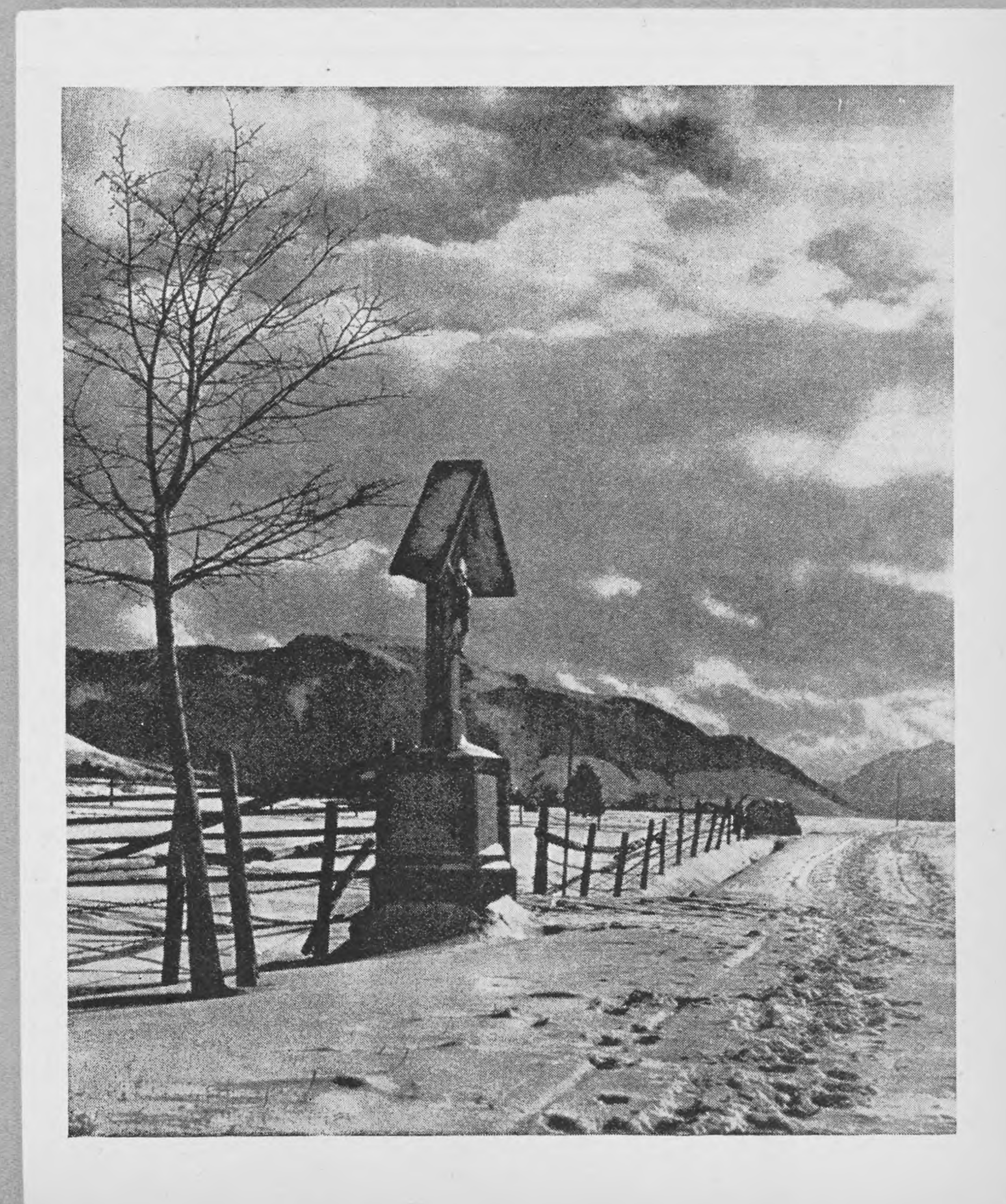
MARIENBOTE



Februar 1947

weißt, was uns noch fehlt; so verschaffe es uns!

*Communio. Maria hat den besten Teil erwählt, der ihr nicht genommen werden wird.

*Postcommunio. Zugelassen zur Teilnahme am göttlichen Tische flehen wir, o Herr, unser Gott, deine Güte an, daß wir, die wir die Himmelfahrt der Gottesgebärerin feiern, durch ihre Fürbitte von allen drohenden Uebeln befreit werden.

Nach der hl. Messe

Himmlischer Vater! Laß das Opfer Deines göttlichen Sohnes Dir angenehm sein und laß es uns allen zum Segen und zum Heile gereichen. Gestärkt durch die Gnaden, die ich jetzt empfangen habe, will ich den Weg der Tugend, der Seligkeit wieder voran schreiten.

O Maria, leite und führe du mich durch dieses Leben zum ewigen Heil. Amen.

Dritte Meßandacht

Für die Verstorbenen

Meinung vor der heiligen Messe

O Jesus Christus! Du hast aus überaus großer Liebe das heilige Meßopfer zum Heile nicht nur der Lebendigen, sondern auch der in der Gnade Gottes Verstorbenen eingesetzt. Ich opfere Dir also diese heilige Messe und mein Gebet auf für die Seelen N. N. und für alle andern, die noch im Fegfeuer leiden müssen, und zwar, um ihre großen Peinen zu lindern, um ihre Sündenschuld völlig zu bezahlen, um ihre baldige Erlösung zu erlangen und endlich, damit sie im Himmel wieder für mich beten, daß ich noch vor meinem Tode alle Strafen meiner Sünden abbüßen möge. Ich bitte Dich deswegen, o gütigster Jesus, Du wollest das gegenwärtige Meßopfer, wie auch meine geringe Andacht und die Fürbitte aller Heiligen,

Die Neuausgabe des deutschsprachigen Gebetbuches

„Wir Beten"

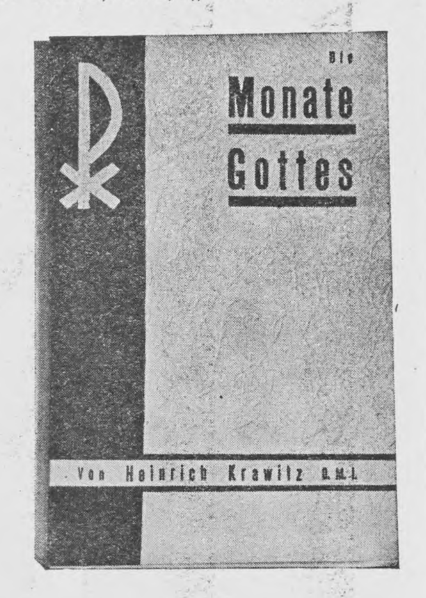
von Heinrich Krawitz, O.M.J.

ist soeben erschienen.

Neuer **großer, deutscher** (nicht lateinischer) Druck. Neuer, sehr guter Einband. Mehr Andachten und Gebete als in der ersten Ausgabe. Größe: 3½ mal 5¼ Zoll.

Preis:	—	—	**$1.75**
Luxusausgabe (Ledereinband und Goldrand)		—	3.00

Schenken Sie Ihren Verwandten und Freunden das neue Andachtsbuch **„Wir beten"**.



Die Monate Gottes

von Heinrich Krawitz O.M.J.

Ein hundert Seiten starkes Büchlein. Ausgeschmückt mit Originalschnitten von Werner Merx O.M.J. Ein Werklein deutscher Kunst in Canada.

Preis: — — — 30c

Der ewige Rosenkranz

Die fünfzehn Geheimnisse des heiligen Rosenkranzes mit Betrachtung und Gebet. Jedes Geheimnis auf Zettelchen mit Raum für Name und Monat — von wem und für welchen Monat gelost. Für die Mitglieder des Rosenkranzvereins.

Preis:

100 **Serien der fünfzehn Geheimnisse**	$ 2.00
500 **Serien der fünfzehn Geheimnisse**	8.50
1000 **Serien der fünfzehn Geheimnisse**	15.30

Senden Sie ihre Bestellungen an:

THE MARIAN PRESS

922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada

Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Regina. Adresse: „The Marian Preß", 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Preis: $2.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail, Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — H. Krawitz O.M.I. — Editor

No. 5 Regina, Sask. Februar 1947 15. Jahrgang

Dies und Das

Auf sinkendem Schiff? Die Schriftleiter und Geschäftsführer aller deutchsprachigen katholischen Monats- und Wochenblätter hier in Canada und in den Vereinigten Staaten fragen sich immer ernster: Stehen wir auf sinkendem Schiffe? Eine Redaktion nach der anderen sieht sich gezwungen, ihre Tore zu schließen und was noch an deutschen Schriften katholischen Charakters übrig geblieben ist, hält sich nur deshalb über den Wassern, weil Redaktion und Geschäftsführung immer noch den seltenen Mut haben, große und größte Opfer zu bringen.

Es gibt heute auf unserem Kontinent wohl kaum noch ein katholisches Blatt unserer Sprache, das nicht mit schwerem Verlust arbeitet. Und dieser Verlust geht nicht in die Hunderte, er geht jährlich in die Tausende.

Die Ursache liegt ganz einfach in der Tatsache, daß die Zahl der Leser immer kleiner wird. Wo aber die Leserzahl fällt, da wird auch das notwendige Einkommen immer schmäler, das der Geschäftsleitung zur Deckung der Verlagunkosten notwendig ist. Ein Blatt wie der Marienbote zum Beispiel kann, geschäftlich gesprochen, nicht existieren, wenn es nur dreitausend Leser hat, die jährlich $2.00 zahlen. Das Lesergeld dieser dreitausend Leser deckt kaum die Druckunkosten. Von Gehalt für den Schriftleiter und von Vergütigung der Mitarbeiter für ihre Mühen ist da überhaupt keine Rede mehr. Es ist ja eine bekannte Tatsache, daß die Schriftleiter katholischer Zeitungen deutscher Sprache von Hungerlöhnen leben — falls sie überhaupt einen Lohn erhalten! Jedenfalls wollte keiner unserer Leser, ganz gewiß aber keiner jener, denen das katholische Blatt „zu teuer" ist, von dem Gehalte leben, das heute von hochgebildeten und hochtalentierten Zeitungsleuten deutscher Sprache bezogen wird.

Jedes Volk und jede Volksgruppe wird nach seiner Kultur beurteilt. Kultur und materieller Reichtum, oder moderne Maschinen, Häuser und Straßen, sind nicht ein und dasselbe. Was eine Volksgruppe denkt und spricht, was sie wünscht und erstrebt, das ist ihre Kultur. Und diese Kultur findet ihr Spiegelbild im Schriftentum des Volkes, in seinen Zeitungen, Zeitschriften und Büchern.

Jede Volksgruppe bringt seine Denker und Dichter hervor, Köpfe, denen Gott die Kraft des Sehens gab und die Klarheit und Erhabenheit der Gedanken und des Wortes.

Und hier zeigt sich der Kulturstand einer jeden Volksgruppe: Wo das Volk nach dem Größeren und Höheren sucht, ohne viel zu fragen, welche Opfer dafür aufgebracht werden müssen, da können die Denker führend schaffen. Das Volk läßt sie nicht allein. Es verlangt nach ihren Werken und freut sich an ihnen. Wo man aber seine geistigen Führer verhungern läßt, zeigt sich, daß man nicht Geistesreichtum will, sondern die Güter des Materialismus.

Gute Freunde, die wir drüben haben, schicken uns seit ein paar Monaten katholische Zeitschriften zu, die im heutigen Nachkriegsdeutschland herausgegeben werden. Beim Lesen dieser Blätter staunen wir, und Schamröte übergießt unser Gesicht. Die Deutschen können es sich heute noch nicht leisten, ihre Blätter ins Ausland zu senden. Sie erhalten kaum genügend Papier, um ihre eigenen Leser mit Zeitungen und Zeitschriften versorgen zu können. Sie müssen das kleine Wenig, das sie bekommen können, für sich selbst behalten, um es zu lesen und weitergeben zu können. Die heutigen Deutschen, lesen wir, spüren neben dem Hunger des Leibes einen brennenden Hunger des Geistes, und sie opfern von dem Totenbrot, das ihnen gegeben wird, immer noch einen Teil, damit der Geist nicht sterbe.

Wir haben hier eine deutsche Monatsschrift vor uns liegen, die das Datum „Dezember 1946" trägt. Auf der letzten Seite finden wir eine Liste aller, die an diesem Blatte mitgearbeitet haben. Da sehen wir neben dem Namen des Schriftleiters die Namen von anderen Schriftstellern, von Berufsphotographen, von Zeichnern, Kunstmalern und Graphikern. Jeder von ihnen ist hochbegabt in seiner Kunst. Das Blatt, das sie fertiggestellt und herausgaben, zeugt von einer katholischen Geisteskultur, mit der sich das, was wir hervorbringen, einfach nicht vergleichen läßt.

Ein hungerndes Volk gibt uns da Geistesdinge, an denen wir Satten uns bereichern können! Deutschland kann uns dieses geben, weil es sich nicht mit Dingen begnügt, die uns gut genug zu sein scheinen. Die Katholiken Deutschlands wollen eben nicht nur eine Zeitung und einen Schriftleiter, sie wollen geisteshohe Mitarbeiter an ihren Blättern, die durch Wort und Bild der Wahrheit, dem Guten und dem Schönen Zeugnis und Befruchtung geben.

Wir deutschen katholischen Schriftleiter hier in Nordamerika könnten es uns nicht leisten, Blätter im Stil der heutigen Nachkriegsschriften Deutschlands herauszugeben. Wir können ja selbst nicht von unserer Zeitung leben, können kaum das Drucken des Blattes bezahlen. Wovon sollten wir da wohl noch nehmen, um Schriftstellern und Künstlern zu bezahlen, die an unseren Blättern mitarbeiten könnten? Alle Erzählungen, die wir bringen, und alle besseren Kunstbilder, die auf den Seiten unserer Schriften erscheinen, sind drüben geschrieben und hergestellt worden. Wir rauben sie einfach und drucken sie, um sie unseren Lesern zu geben.

Daß dadurch dem Schriftsteller und dem Künstler ein großes Unrecht geschieht, weil man ja nimmt, ohne ihm für seine Mühen zu zahlen, daran denkt wohl kaum jemand. In Deutschland aber sagt man: Die deutschen Zeitungen Amerikas betreiben Geistesraub. Sie drucken, ohne sich viel um Druckerlaubnis zu kümmern. Wir schaffen, und sie genießen, ohne daran zu denken, daß auch wir nicht nur arbeiten können, aber auch essen müssen.

Der Marienbote sah sich voriges Jahr gezwungen, sein Lesergeld von einen Dollar auf zwei Dollar jährlich zu erhöhen. Die Löhne stiegen im Laufe der vergangenen Monate so hoch, (der Preis für Papier ist immer noch am Steigen!), daß wir uns vor die Frage gestellt fanden: Entweder den Marienboten aufgeben, oder den Leserpreis erhöhen.

Wir wählten das Zweite. Um aber auch unseren Lesern etwas zu geben, vergrößerten wir den Marienboten um acht Seiten.

Es war wirklich ein schweres Stück Arbeit, die Leser von der Notwendigkeit dieser Preiserhöhung zu überzeugen. Viele schrieben zurück: Ich bestelle ab, es ist zu teuer.

Fragen wir uns aber einmal: Welches Einkommen hatten wir, als der Marienbote einen Dollar kostete, und welches Einkommen haben wir heute? Sehr viele schrieben uns, daß es ihnen heute leichter sei, zwei Dollar zu zahlen, als vor Jahren einen Dollar aufzubringen.

Das war ehrlich gesagt. Und ehrlich müssen auch wir sagen, daß 98% unserer Leser mit unserem Vorschlag einverstanden waren. Für die zwei Prozent, die wir verloren, bekamen wir mehr als

das neue Leser, so daß der Marienbote durch den Preisaufschlag keinen größeren Schaden erlitt.

Wir kamen aber auch noch nicht einen Schritt weiter. Immer noch müssen wir bei unserem schlechten Papier bleiben und an einen zweimonatlichen Marienboten ist noch nicht zu denken.

Wir geben das Hoffen aber noch lange nicht auf. Wenn man in Deutschland den armen Marienboten sieht, wird man wohl staunen über unsere Armut im reichen Dollarland, wo man nichts von jenem Hunger kennt, den Europa heute leidet. Man wird nicht den besten Eindruck von unserer katholischen Presse haben und das Urteil über unseren Geisteshunger wird nicht sehr gut ausfallen.

Sieht man aber, daß es nur eine geringe Zahl ist, die ein Blatt wie den Marienboten am Leben erhält, dann muß sich dieses Urteil doch ändern.

Wir sind stolz auf die Leser, die wir haben. Es sind das Leute, denen Geisteskultur noch etwas bedeutet und die dafür auch opfern können. Sie sind es — nicht die anderen Großredner — die da pflegen, was ihnen Ideal ist, und die auch dem katholischen Geiste ihrer Sprache Ehre und Ansehen hier in Nordamerika verschaffen.

Das sind so ein paar Gedanken, die wir aus Anlaß des katholischen Pressemonats Februar unseren Lesern geben möchten. Bleibt Eurem Denken treu, ihr Freunde, und lasset Euch nicht von anderen irre machen. Geht, und zeigt den anderen, wie irre sie in ihrem Denken sind.

Jetzt aber, im katholischen Pressemonat, laßt uns noch einmal versuchen, neue Leser zu werben, auf daß unser Werk nicht schamrot dazustehen brauche. Es muß entwickelt werden, es muß größer werden und schöner. Vergessen wir nicht: Unsere Zeitung gibt der Oeffentlichkeit Zeugnis von dem Geist des deutschsprechenden Katholiken Canadas.

H. Krawitzowni

Schriftleiter.

Das Kreuz

Die Riesenarme streckt es weit hinaus
Ins Reich der Nacht voll Furcht und Todesgraus,
Und sucht die Menschen, die vor ihm entfliehen,
Mit sanfter Macht an Gottes Herz zu ziehen.
Ein Leuchtturm, rage es ins weite All,
Es trotzt der Brandung und dem Wogenschwall;
Und alle Schifflein, die da geh'n im Dunkeln,
Seh'n seine Lichter aus der Ferne funkeln.
Die Wunden sind es an dem Leib des Herrn,
Und jede gießt, ein milder Hoffnungsstern,
Der Gottesliebe hellentbrannte Gluten
Hinaus auf's Meer und seine mächt'gen Fluten.
Drum Mut, mein Schiffer! Lenke deinen Kahn
Getrost zur Höh' von Golgatha hinan: —
Geschützt vor Wettern dort und wilden Winden,
Wirst du des Glückes heit'ren Hafen finden.

Maria Poltiske.

Arbeit

Das waren die schönsten Tage,
Die ich mir denken kann,
Da mir vor Mühe und Plage
Der Schweiß von der Stirne rann.
Da mich der Fuß todmüde
Zur Ruhestatt hin trug,
Die Uhr mit ihrem Liede
Nicht weiter nach mir frug.
Traumlos — aus Nachtgestirnen
Der Friede mich umfing,
Bis an vereisten Firnen
Der neue Morgen hing.
Das waren die schönsten Tage,
Die ich im Sein erlebt,
Wo Schweiß vor Mühe und Plage
An Händen und Füßen geklebt.

G. Küng

Wenn die Mädchen doch viel stolzer, aber weniger eitel wären.
M. E. Seber.

Auch Kirchen müssen Schatten werfen.
R. von Mandelsloh

Mariensamstag

Erzählung von Grete Schoeppl.

Draußen am Feldrain, nahe dem großen Walde, stand auf einem seichten Hügel eine Marienkapelle. Ganz verlassen stand sie da und grüßte den müden Pilger, der hier vorüberwanderte, blickte gar weit ins Land hinaus, über den breiten Strom, die ferne Stadt und die jenseitigen Hügel. Sie blickte gar freundlich in Nähe und Ferne und schien jeden Vorübergehenden gar herzlich zu grüßen.

Aber die Welt war gottlos und keiner achtete auf sie. Und doch war es eine gar liebliche Kapelle, die in ihrem Innern nebst einigen Bankreihen eine fast lebensgroße Statue der Schmerzhaften Mutter Gottes barg, die mit angstverzerrten Zügen den heiligen Leichnam ihres göttlichen Sohnes in ihrem Schoße hielt.

Das Standbild verriet, daß es von einem wahren Künstler gemeiselt worden war. Das Antlitz der Gottesmutter drückte einen so echten, natürlichen Schmerz aus, ohne dadurch von seiner Edle etwas zu verlieren. Der Körper Jesu war in seinen Linien so ganz besonders fein und edel gemeißelt, aber wer der Künstler gewesen, der dies geschaffen, das hätte einem keiner sagen können.

Und doch war die Marienkapelle nicht ganz so verlassen, wie es den Anschein hatte. Jeden Samstag, ganz, ganz zeitig des Morgens, wenn alles schlief, eilte die Tochter des Waldhofbauern zur Kapelle hinauf und putzte Boden, Bänke, Gitter, Heiligenbilder und die Statue selbst, bis alles blankte und blitzte, stellte frische Blumen in frisches Wasser, füllte die rote Ampel mit Öl und entzündete ein Lichtlein.

Ganz heimlich tat das junge Mädchen so, seit Jahren schon, seit damals, als ihr Vater einmal gesagt hatte: „Du, das geht nicht so weiter! Ich habe immer geglaubt daß ich eine vernünftige Tochter an dir habe, statt dessen aber sehe ich, daß du eine



Laßt uns dankbaren Sinnes die verehren, die sich mit solcher Großmut Gott zum Opfer brachte mit ihrem Kinde!

Sie tat es als die Magd des Herrn, sie tat es für unser Heil.

Otto Karrer: Unsere Liebe Frau

Närrin bist! Wenn ich dich noch einmal zur Kapelle hinaufgehen sehe, jage ich dich wie einen räudigen Hund von meinem Hof! Und das ist so wahr, so wahr ich der Waldbauer bin!"

Da war Agnes gar traurig geworden. Ach, sie wußte ja, daß ihr Vater einstmals fromm gewesen war, aber leichtsinnige, freidenkende Kameraden hatten ihn ganz gottlos gemacht, auch der Tod seiner Frau— Agnes' Mutter—, die er sehr geliebt hatte, hatte ihn verbittert und ihn in seinem Herzen noch mehr von Gott abgewendet.

Agnes liebte ihren Vater trotz all seiner Fehler—er liebte leider auch lange und häufige Wirtschaftsbesuche und kam nicht selten etwas zu angeheitert nach Hause—und sie hätte gerne seinem Wunsche gefolgt, nicht mehr zur Marienkapelle hinaufzugehen, wenn, ja, wenn sie eben Maria, die Heilige, die Himmlische Frau, nicht so sehr geliebt hätte.

Sie fühlte etwas von dem Worte des Herrn in sich, das da lautet: „Wer Vater und Mutter, Bruder und Schwester, Braut oder Bräutigam verläßt um meinetwillen, der wird wunderbar belohnt werden!" So fühlte sie, wie ihre kindliche Liebe, ihre Verehrung zur Himmelsmutter in ihrer Übernatürlichkeit weit über der irdischen, geschöpflichen Liebe zu ihrem Vater stand und ohne derselben irgendwie Abbruch zu tun —diese beiden Lieben waren schlechthin überhaupt mit einander nicht zu vergleichen—umging sie nun schon seit Jahren das Gebot ihres Vaters und sorgte voll eifriger Liebe, daß das samstägliche Marienlichtlein hier niemals verlöschte.

Wieder war es Samstag geworden, und das junge Mädchen erhob sich sehr zeitig, da noch alles dunkel war und schlief, von seinem Lager, um ihrer Liebe zur himmlischen Mutter Genüge zu tun.

H. LINGG

So dunkel ist kein Menschenlos auf Erden, Es kann erleuchtet durch die Liebe werden.

Der Vater schlief fest in seinem Bette und rührte sich nicht. Er war müde von der schweren Feldarbeit und vielleicht auch von ein paar Gläsern Most oder Wein, die über den Durst getrunken. Kurzum, man hätte eine Kanone neben ihm abschießen können und er hätte sich vielleicht nur auf die andere Seite gewendet, aber vom Erwachen wäre keine Spur gewesen.

Das wußte Agnes und darum richtete sie sich ohne Sorge zusammen. nahm die Laterne in die Hand und eilte aus der Tür.

Aber die kleine, vierjährige Eva, des Bauern Jüngste und sein erklärter Liebling, hatte mit neugierigen Äuglein unter der Decke hervorgelugt, doch erst als die große Schwester fort war, war das kleine Mädchen völlig zu Bewußtsein gekommen. Sie rüttelte den Vater, so lange, bis er erwachte, ja, Klein-Eva brachte in diesem Falle zustande, was eine Kanonenkugel nicht vermocht hätte.

„Vati," sagte die Kleine, „Agnes ist fortgegangen!"

Der Bauer mußte sich erst den Schlaf aus den Augen reiben, ehe er begriff. Doch als die Kleine ihren Satz nochmals wiederholte, da stieg eine Ahnung in ihm auf, wo allein seine Älteste hingegangen sein konnte! Wehe, wehe ihr, wenn er sie ertappte, wenn es wahr sein sollte, daß sie sein Gebot so gering achtete! Hastig warf er seine Kleider über.

„Vati, warum schaust du so böse drein?" fragte Klein-Eva ängstlich, als sie seine finstere Miene sah. Aber ohne auf das Kind weiter zu achten, eilte er aus der Tür.

Agnes war eben mit dem Entzünden des Lichtleins fertig, als sie ein Rascheln im Buschwerk und den schweren, keuchenden Atem ihres Vaters hörte. Sie erschrak h ftig. Da fühlte sie sich schon derb am Arm gepackt und aus der Kapelle geschleift.

„So also übst du Gehorsam gegen deinen Vater?! Gestehe, daß du es warst, die hier seit Jahren alle Samstage das Licht entzündete, das verdammte Licht, das ich nicht mehr sehen kann, so wie mir alles fromme Getue auf der Welt verhaßt ist! Du hast mir gesagt, du wüßtest nicht wer hier das Licht entzündete, rede endlich die Wahrheit, Kanaille!"

Hoch richtete sich Agnes auf. Wie eine edle Märtyrerin vor ihren Anklägern, so furchtlos stand sie vor ihrem zornbebenden Vater.

„Ja, Vater, ich bin es gewesen, all die Jahre her! Meine Liebe zu Marie . . . verzeih, ich habe nicht anders können!"

„So soll Maria für dich sorgen, Undankbare!" schrie er und gab ihr einen Stoß, daß sie über den Abhang gefallen wäre, hätte sie nicht an einem Baume hilfreiche Stütze gefunden. „In meinem Hause hast du nichts mehr zu suchen und damit basta!"

Mit schweren Schritten stapfte der Bauer heimwärts, während Agnes weinend vor der Kapelle zusammenbrach. Flehend rang sie die Hände: „Heilige Maria, bitte, laß es nicht zu, daß Vater so gottlos bleibt, laß es nicht zu, daß mir, die dich so sehr liebt, so hartes Unrecht geschieht!"

Die heilige Jungfrau lächelte unter den auf- und abtanzenden Schatten des flackernden roten Ampelscheins gar lieblich, aber ihr schmerzverzerrtes Antlitz schien zwischendurch zu sagen: „Ihr alle, die Ihr vorübergeht, wo ist ein Schmerz meinem Schmerze gleich?"

Da schämte sich Agnes ihrer Tränen, „Du, Du, Heilige, hast so viel, so unendlich viel für mich gelitten, und ich möchte gleich beim ersten Anstoß verzagen? Nein, das darf nicht sein! Ich will nicht klagen, ich will mich freuen, etwas Deinetwegen leiden zu dürfen! Oh, erlaube, daß ich meinLeid mit dem Deinigen vereinige und dem Kreuzestode Deines göttlichen Sohnes, dem himmlischen Vater zum Opfer darbringe!"

So betete das junge Mädchen. Da versiegten seine Tränen. Es konnte sogar lächeln. Als es den Waldhofbauern auf dem Felde wußte, schlich es, von Sorge um das kleine Schwesterchen getrieben, ins Haus zurück. Sie sah wie immer nach dem Rechten, nur als der Bauer mittags heimkam, verbarg sie sich in einer Scheuer. Die Dienstleute verrieten sie nicht.

Stefan war finster und mürrisch wie noch nie, und fragte erst gar nicht

nach Klein-Eva, der Einzigen, die von dem Hiersein der großen Schwester geplaudert hätte.

Vielleicht ahnte er, daß sie hier war und wollte es nicht bestätigt hören, um nicht wieder schelten zu müssen. Es war klar, nachdem sein erster Zorn abgeflaut war, war er von nicht geringer Sorge um seine Tochter erfüllt, die er sehr lieb hatte. Sie war das Abbild seiner verstorbenen Frau und eben weil er sie so lieb hatte, hatte ihn ihr Ungehorsam so sehr erbittert gehabt.

Gleich nach dem Essen ging der Bauer wieder fort. Aber nach der Arbeit kam er nicht nach Hause, er ging ins Wirtshaus und trank dort so viel, daß er kaum mehr wußte, wer er sei, als er die allzu gastliche Stätte verließ.

Er hatte seine Angst und seine Gewissensbisse um Agnes ersäufen wollen, aber wenn er auch stark benebelt war, die Sorge um seine geliebte Tochter ließ ihm keine Ruhe. In seiner inneren Qual,—denn nie würde er ihr ja seine Sorge um sie zeigen—ging er immer tiefer in den Wald hinein, fiel in eine Schlucht und arbeitete sich mit vieler Mühe wieder hinauf, konnte sich aber in seinem benebelten Zustand nicht mehr zurechtfinden. Dazu war es so dunkel ringsumher, daß man kaum die Hand vor den Augen sehen konnte.

Stundenlang irrte er durch das dichte Gehölz, ohne Weg und Steg, noch einen Ausgang aus dem Walde zu entdecken. Verzweiflung erfaßte ihn ‚Das ist meine gerechte Strafe!' dachte er endlich, ‚Ich habe mein Kind, mein eigen Fleisch und Blut von meinem Haus vertrieben, so soll auch ich nicht mehr den Weg dort hin zurückfinden!'

In seiner Not und Bedrängnis dachte er unwillkürlich, ob es nicht doch besser sei, sich nicht nur auf eigene Kraft zu verlassen, sondern Gott oder seine heilige Mutter anzurufen, obgleich er über solche Dinge immer gelacht und geschimpft hatte.

„Heilige Maria, wenn du mich wieder aus diesem Walde herausfinden lassest, will ich mein Kind in alter Liebe aufnehmen und an dich und Jesus glauben und ein Anderer, ein Besserer werden!"

In diesem Augenblick sah er ganz fern ein rotes, kleines Lichtlein durch die Stämme schimmern. In Befreiung löste es sich von seinem Herzen. Er wußte, woher das Licht kam. Die, die es entzündet, hatte er von Haus und Hof gejagt und nun war ihm dieses Licht Wegweiser aus böser Verirrung geworden, die schlecht, ganz schlecht hätte enden können.

In seinen Rausch mußte er wohl im Walde einigemal im Kreise herumgeirrt sein, aber nun kniete er in heißem Dankgebet vor der Kapelle und versprach ein Anderer zu werden. In verdoppelter Sorge um Agnes eilte er endlich nach Hause.

Agnes, die sich anfangs verborgen gehalten, hatte durch das lange Fernbleiben ihres Vaters alle Scheu, von ihm daheim angetroffen zu werden, vergessen und wartete bei dem Licht einer Kerze ängstlich auf sein Heimkommen.

Aber als sie ihn nun tatsächlich erblickte, erwachte in ihrem Herzen, das doch von Freude über sein Heimkommen erfüllt war, aufs Neue Angst vor ihm. Sie fürchtete, daß er sich heute einen ganz gewaltigen Rausch angetrunken haben mochte und sie schlagen werde.

„Vater, Vater, verzeih, daß ich hier bin!" rief sie denn auch gleich, „Ich weiß wohl, du hast mich fortgejagt, aber ich . . . und jetzt, als ich so in Sorge um dich gewesen . . ." Sie wich etwas ängstlich zurück, aber mit gütig lächelndem Gesichte ging er auf seine Tochter zu und sagte innig:

„Agnes, ich muß ja dich um Verzeihung bitten, daß ich heute so häßlich zu dir gewesen! Ich bitte dich, vergiß die harten Worte, die ich dir sagte! Agnes, mein teures Kind, ich könnt' ja gar nicht leben ohne dich!"

Heiße Freude durchpulste das Herz des jungen Mädchens. Immer wieder fuhr ihre Hand liebkosend durch sein Haar. „Ich war ja so in Sorge um dich, Vater! Sag, wo bist du so lang gewesen und ist dir vielleicht etwas Besonderes begegnet? Du bist so erregt . . ."

„Ich war beim Hoferwirt, Agnes, und nachher bin ich etwas länger spazierengegangen . . . Klar, ich hab an dich gedacht, mich mit Vorwürfen gequält . . . . "

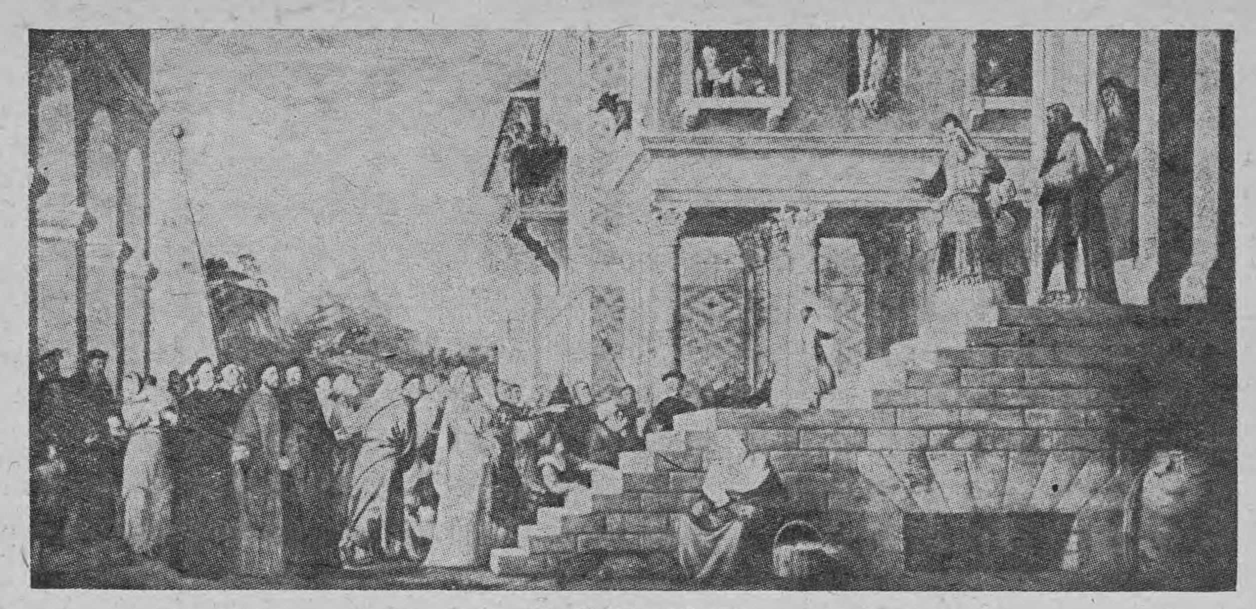
Das Wort von seiner wunderbaren Rettung durch das Licht der Kapelle wollte nicht über seine Lippen. Er fürchtete, wie ein Waschlappen dazustehen, der morgens etwas verbietet und es abends für gut heißt.

Agnes aber fühlte aus seinen Reden, daß sie der Vater liebte und das machte sie stark, gab ihr den Mut, zu sprechen:

„Ich bin so glücklich, Vater, daß

Es ging in jenen Jahren das Gerücht um, die Christen hätten gewaltige Schätze an Gold und Silber verborgen, und irgendwie mochte durchgesickert sein, daß Laurentius der Verwalter dieses Hortes sei. Römische Habsucht berauschte sich an diesen Vorstellungen, die erste Frage des Richters galt deshalb nicht dem Verbrechen, auf das die Anklage lautete, sondern den sagenhaften Schätzen. Bereitwillig versprach Laurentius, sie herbeizuschaffen, wenn man ihm drei Tage Zeit lasse. Als die Frist verstrichen, erschien er mit einer zerlumpten, ausgehungerten Schar von Krüppeln, Greisen und Bettlern, und seine Handbewegung sagte: „Hier sind die Schätze der Kirche!" Was aber ihm heilige Wahrheit bedeutete, wirkte auf den Richter wie tollkühne Verwegenheit. Ohne Zögern sprach er sein „Schuldig", und der Henker bemächtigte sich seines Opfers.

Aus „Helden und Heilige" von H. Hümmeler



Mariä Tempelgang

du mich lieb hast! Ich hab dich sehr, sehr lieb, du weißt es, und bin dir gehorsam in allen Stücken! Warum kannst du mir, wenn du mich lieb hast, nicht diese Freude lassen, in der Marienkapelle weiterhin Samstag ein Lichtlein zu entzünden?"

Aber da fuhr er, den dieses Licht heute gerettet hatte, der der heiligen Jungfrau gelobt, ein Anderer, ein gläubiger Mensch zu werden, erregt auf.

Er glaubte, es seiner Würde als Herr des Hauses, als Vater, schuldig zu sein, an dem, was er einmal verboten, festzuhalten, wenn dies auch auf Kosten seiner Überzeugung und seines Gewissens geschah.

„Das mit der Marienkapelle, Agnes, muß ein Ende haben! Was ich einmal anordne, das gilt für immer! Ich bin keiner von denen, die heute so und morgen so sagen! Du weißt nun, was du zu tun hast! Bist du wirklich ein frommes Mädchen, so wirst du wissen, daß deine erste Pflicht Gehorsam gegen deinen Vater ist! Ich hoffe, du wirst mich nicht enttäuschen!"

Traurig ging Agnes heute zur Ruhe; den sie wußte, daß von einem weiteren Dienst in der Marienkapelle nicht mehr die Rede sein konnte. Und es war ihr doch so vorgekommen, als wäre ihr Vater heute diesem Thema geneigter gewesen, denn je. Hatte sich nicht also so sehr getäuscht?

Da sie also nicht mehr die teure Kapelle putzen und fegen und mit frischen Blumen und einem Lichtlein versehen konnte, wollte sie umsomehr in ihrem Herzen beten, daß die Himmelsmutter ihren Vater nicht verlorengehen lassen und aus ihm doch noch einen gläubigen Christen machen möge.

Ein paar Jahre waren dahingegangen . . .

Im gleichmäßigen ländlichen Leben, seiner süßen Geruhsamkeit hätte man es kaum gemerkt, wenn nicht die kleine Eva größer geworden wäre und es hieß, daß sie im kommenden Herbst schon in die zweite Volksschulklasse müsse.

Die kleine, nun siebenjährige Eva war der Sonnenschein des Hauses und wie nicht anders zu erwarten, liebten sie ihr Vater und ihre Schwester abgöttisch. Es war gegen Ende Juni und die Welt stand in jener zauberischen Schönheit zwischen Blüte und reifender Frucht. Eva nahm ihr Körbchen zur Hand und bat: „Vater, bitte, darf ich in den Wald gehen? Er steht voll der schönsten Erdbeeren!"

Der Waldhofbauer nickte: „Aber entferne dich nicht allzuweit!" und sog genießerisch an seiner Pfeife.

Eva aber lief jubelnd davon. Das kleine Mädchen war kaum eine Stunde fort, als sich die blau-grün-goldene Welt mit Wolken bedeckte die immer dichter und dichter sich zusammenballten, bis über die Erde zur Mittagsstunde tiefes Dunkel gebreitet lag.

Schon grollte der Donner von fernen Ecken, grelle Blitze zuckten minutenlang über der Gegend. Und jetzt brach ein Sturm los, wie Hermendorf seit Menschengedenken einen solchen nicht mehr aufzuweisen gehabt hatte, ein Sturm, den wütender Hagelschauer begleitete.

Agnes wollte hinaus, ihr Schwesterchen holen, aber der Bauer, selbst in größter Sorge, hielt sie zurück:

„Glaub mir, wenn dies gut wäre, hätt ich es schon längst selbst getan, aber das Unwetter ist zu rasch gekommen; ich hätte mein Kind und mich selbst erst dem vollen Verderben ausgesetzt, wenn ich es hätte holen wollen! Evchen ist ja klug und furchtlos, sie wird sich in einer Höhle verborgen halten und nach dem Ende des Unwetters froh und munter uns entgegenspringen!"

„Gott gebe, daß du recht hast, Vater!" sagte Agnes und faltete die Hände.

Das Gewitter zog vorbei, die Sonne schien wieder, aber Eva kam nicht nach Hause. Da begab sich der besorgte Vater in den Wald, nach sei-

nem Kinde zu suchen, aber so sehr er auch suchte und rief, es war keine Spur von dem kleinen Mädchen zu entdecken. Schon sank die Dämmerung des Abends hernieder und des Mannes Sorge wuchs ganz riesengroß um seine heißgeliebte niedliche Jüngste, seinen Sonnenschein.

Er eilte nach Hause zurück, in der Hoffnung, Eva sei, während er nach ihr suchte, auf anderen Wegen nach Hause gekommen, doch er fand nur die verzweifelte Agnes vor.

Mittlerweile war es ganz finster geworden. Vom Turme schlug es die neunte Stunde. Das Gesinde hatte bereits von Evas Fernbleiben das ganze Dorf verständigt und eine ganz nette Anzahl Männer durchstreifte bereits den Wald, nach dem verschwundenen Mägdlein zu suchen. Aber die Nacht verging und ein neuer Tag brach an, ohne daß von Eva eine Spur zu entdecken gewesen wäre.

Agnes suchte ihrerseits, bis ihre Füße wund wurden und sie nicht mehr weiterkonnte. Sie weinte herzbrechend, aber sie war nicht ganz fassungslos, denn sie betete und vertraute auf Gottes Hilfe.

Ein neuer Abend war angebrochen. Der Waldhofbauer hatte den ganzen Tag wie ein Wahnsinniger nach seinem Kinde gesucht, nun erfaßte ihn Verzweiflung. Todmüde, wie er war, fiel er dieselbe Schlucht hinunter wie damals, vor Jahren, als er sich im Walde verirrt hatte.

Und es fiel ihm ein, was ihn damals errettet hatte: . . . das Lichtlein in der Marienkapelle!

Oh, er hatte damals der heiligen Jungfrau gelobt, ein Anderer zu werden, statt dessen hatte er seiner Tochter weiterhin verboten, zur Kapelle zu gehen, hatte ihr kein Wort von seiner wunderbaren Rettung gesagt, obwohl es sie so sehr gefreut hätte.

War das Verschwinden der kleinen Eva vielleicht die Strafe dafür, daß er eitle Selbstherrlichkeit über die Gnade gestellt hatte, die ihm einstens widerfahren —Oh, ganz gewiß war dies seine Strafe. Und ein Gedanke näherte sich ihm, ein rettender, hoffender Gedanke: Wie, wenn Agnes sein Gebot trotzdem überschritt, wenn heute — es war Samstag — das Licht in der Kapelle brennen würde . . . auf daß seinem Kinde rettender Wegweiser sei, wie es einst ihm Wegweiser gewesen?! Oh, wie sehnte er doch heiß herbei, daß Agnes sein Gebot übertreten habe, er wollte ihr gewiß nie mehr darob zürnen!

Fieberhaft suchte er die Kapelle. Obwohl es finster war, kannte er doch — belehrt durch manches Irregehen — den Weg. Kein Licht brannte da, kein Öl war in der roten Ampel, die von Wind und Wetter halb zerschlagen war. Es ergriff ihn. Und nun kam es ganz jählings über ihn . . . Zitternd suchte er in seinen Taschen, fand endlich ein kleines Kerzchen und etliche Streichhölzer . . . . er entzündete die Kerze und steckte sie in das rote Glas.

In heißer Reue pulste sein Herz: „Heilige Maria, vergib einem großen Sünder . . . !“ Und die Tränen rannen ihm nur so über die braunen Ackerfurchen seines Gesichtes, sie kamen vom Herzen und benetzten sein Herz gleichzeitig mit Tau, der Edelstes zum Gedeihen bringt.

Und dann ward es so ruhig, so ruhig in ihm, eine heilige Zuversicht durchdrang ihn, daß alles noch gutwerden möge.

Der Waldhofbauer hielt Mariensamstag . . .

Er wußte nicht, wie lang er hier gekniet sein mochte, plötzlich fühlte er neben sich zwei kleine Ärmchen und eine süße, ach, so wohlbekannte, schmerzlich entbehrte Kinderstimme rief: „Vater, bist du es?“

Er hielt sein Evchen umschlungen, das todmüde, aber unversehrt war. Es hatte sich im Walde verirrt und erst das Licht der Kapelle hatte ihm den Weg gewiesen.

Als er sich mit der süßen Last auf seinen Armen anschickte, heimwärts zu gehen, kam ihm Agnes entgegen.

„Ich sah das Licht bei der Kapelle,“ rief sie, und sah nun ihr Schwesterchen, „Evi!“ Ein einziger Aufschrei war das, sie fühlte daß es lebte und gesund war, und preßte das Kind wortlos an sich.

„Das Licht in der Kapelle hat unserem Liebling den Weg gezeigt!“ sagte der Bauer tief.

„Wer hat es entzündet? Wer? Es muß ein Wunder gewesen sein . . . . Ich habe ja so inbrünstig zu Maria gebetet!“

„Ich habe das Licht entzündet, Agnes!“

Da fühlte das Mädchen, daß dies noch ein größeres Wunder war, als wenn eine unsichtbare Hand das Flämmchen entfacht hätte. Wortlos, weil zu tief bewegt, schritten die beiden Menschen mit dem Kinde nach Hause.

Später, als Evchen bereits in wohligem Schlafe lag, beichtete der Waldhofbauer seiner Tochter, was er schon so lange der Gottesmutter schuldete, aber aus eitlem Stolz verschwiegen hatte.

„Von nun an, laß mich, bitte, jeden Samstag mit dir zur Kapelle hinaufgehen, Agnes! Aber auch daheim wollen wir von jetzt ab jede Woche Mariensamstag halten!“ Diesmal war es dem Bauern heiliger Ernst.

Agnes stand auf und richtete unter dem Marienbild im Herrgottswinkel ein Öllämpchen zurecht. Lange kniete sie mit ihrem Vater bei diesem milden Schein.

Wie wunderbar hatte die heilige Jungfrau ihr Gebet erhört — und immer wieder flüsterte ihre zuckenden Lippen:

Die fünf Wunden der modernen Familie

1. Die erste Wunde heißt: **verflacht**
2. Die zweite Wunde heißt: **verkümmert**
3. Die dritte Wunde heißt: **entweiht**
4. Die vierte Wunde heißt: **verbittert**
5. Die fünfte Wunde heißt: **entzweit**

Der Waisenvater gestorben

Am 9. Januar abends traf über das Telephon die Trauerbotschaft aus Prince Albert ein: „Der hochw. P. Wilhelm Brück, O.M.J., ist soeben gestorben." Im Namen des hochw. P. Brück schrieb unterm 4. Januar eine Schwester, die im Waisenhause tätig ist, an den St. Peters Boten, der gegen Ende des Jahres 1946 an ihn eine Liebesgabe von $10 übersandt hatte: „Pater Brück ist krank im Hospital und wir ersuchen um Ihr frommes Gebet für seine Wiederherstellung." Schon am 8. Januar morgens früh kam die weitere Telephonmeldung, daß sich der Kranke in kritischem Zustande befände und daß ihm die letzte Ölung gespendet wurde. Am 29. Dezember wohnte der verdienstvolle Priester noch einer von den Kolumbusrittern veranstalteten Christbaumbescherung im Waisenhause bei, worauf P. Brück in seiner Dankesrede bemerkte, es sei dieselbe die größte derartige Veranstaltung in der Geschichte des Waisenheims gewesen. Am gleichen Tage, dem 29. Dezember, mußte er sich ins Hospital begeben. Obwohl man wußte, daß P. Brück schon seit einer Reihe von Jahren an Herzschwäche litt, glaubte doch niemand, daß sein Lebensende so nahe sein würde. Wie ein zweiter Don Bosco arbeitete er für seine lieben Waisenkinder bis zur gänzlichen Aufzehrung seiner Kräfte und konnte wohl mit dem genannten Heiligen sagen: „So lange wir auf Erden sind, müssen wir arbeiten, ausruhen können wir in der Ewigkeit."

Der hochw. P. Wilhelm Brück wurde im Jahre 1872 in Westdeutschland unweit der belgischen Grenze geboren, trat als Jüngling in die Congregation der Oblaten ein und empfing im Jahre 1897 in Lüttich, Belgien, die hl. Priesterweihe. Schon ein Jahr später war er als Missionär in Canada, Fish Creek, tätig, und, als im Jahre 1900 das St. Patriks-Waisenhaus in Prince Albert eröffnet wurde, wurde ihm dortselbst von dem damaligen Apostolischen Vikar Bischof Albert Pascal, O.M.J., die Kaplaneistelle angewiesen. Im Jahre 1906 ernannte ihn der Bischof zum permanenten Direktor der Anstalt, nämlich zum vollgültigen Waisenvater, ein Amt, das der seeleneifrige Priester und Ordensmann in aller Treue, Liebe, Selbstaufopferung, Demut und Bescheidenheit, mehr als vierzig Jahre lang, bis zu seinem Lebensende, weiterführte. Nur Gott, sein heiliger Schutzengel, die ihm zur Seite stehenden guten Schwestern der Vorsehung und deren Schutzengel sowie die Schutzengel der vielen Waisen — meistens waren es weit über hundert Waisenkinder — waren Zeuge der vielen Opfer, Entbehrungen, Sorgen und Gebete, von denen die Wände des Arbeitszimmers, der Kapelle und der Anstalt viel Erstaunliches berichten würden, wenn sie sprechen könnten. Der heiligmäßige Ordensmann hatte ein unbegrenztes Gottvertrauen. Waren die Sorgen für so viele Waisenkinder auch oft recht groß — besonders zu Zeiten der Depression und Fehlernten — so war sein Vertrauen auf Gott umso größer. Und Gott hat ihm durch alle Schwierigkeiten stets hindurchgeholfen. Kaum ein Priester hatte so viele Freunde wie der gute Waisenvater P. Brück. Beseelt von dem Worte des göttlichen Kinderfreundes: „Was ihr immer den geringsten meiner Brüder getan, habt ihr mir getan," arbeitete er ohne alles Aufsehen unermüdlich für diese Lieblinge Gottes, schrieb alljährlich viele Tausende von Bettelbriefen und Dankesbriefen und sorgte für die vielen Kleinen, wie nur ein guter Vater für seine Kinder sorgen kann. Mit dem St. Peters Bote stand er alle diese Jahre hindurch in engster Beziehung. Sein letzter Brief erschien in der Weihnachtsnummer des St. Peters Bote, am 19. Dezember, und die an sein Wohltäter gerichteten letzten Worte des Briefes lauten. „Nun, lebt wohl, liebe Freunde. Ich überlasse euch alle dem Schutze Gottes, damit ihr an seiner Vaterhand die Stürme des kommenden Jahres überwinden und am Ende des Jahres dem lieben Herrgott näher sein könnet." Es waren Worte, die sich fast wie die Worte eines scheidenden Vaters anhören.

Die Begräbnisfeier für den verdienten Priester fand am 14. Januar in der Kathedrale in Prince Albert statt. Das Totenamt wurde vom H. H. Herrn Bischof Duprat von Prince Albert in Gegenwart der H. H. Herrn Pocock, Bischof von Saskatoon, und Severin, O.S.B., Abt von Münster, Sask., zelebriert. Neben den Oblatenmitbrüdern des Verstorbenen nahmen auch die Benediktinerpatres von Münster, Sask., und Weltgeistliche an dem Begräbnis teil. Die St. Marienprovinz der Oblaten war vertreten durch den Provinzialoberen P. J. Boekenfoehr O.M.J. und Pater P. A. Rissel O.M.J.

„Petersbote"

Was wir erleiden, leiden wir mit Recht
Um unsres fehlerhaften Wandels willen.
Verleih in Deiner Allmacht uns, o Gott,
Daß Deiner Gnade Tröstung uns erquicke!

Madame Brault, eine neuzeitliche Heiligengestalt

(1856—1910)

von P. Jos. Schneider O. M. J.

Es ist schade, daß wir jetzt erst von ihr hören. Es kommt wohl daher, daß die Geschichte ihres Lebens auf Französisch erschien und erst kürzlich ins Englische übertragen worden ist.

I Ihr Lebensabriß.

Sie verbrachte ihre Jugend in Montreal. Einem echt kirchlich fühlenden Familienkreis war sie entsprossen. Als Schülerin im Pensionat verspürte sie den Antrieb zum Klosterstand. Versprach auch feierlich Nonne zu werden in einem Akt der Selbsthingabe an die Seligste Jungfrau, den sie mit ihrem eigenen Blute unterschrieb. Sie konnte indes das Versprechen niemals ausführen. So oft sie den Klosterberuf versuchte, wurde sie tödlich krank. Ging sie heim, wurde sie eben so schnell wieder gesund. Zuletzt nahm sie diese Geschehnisse auf den Rat ihres Priesters als Beweis, daß der liebe Gott sie nicht im Ordensstande haben wollte. Sie stellte sich um auf's Ehe- und Familienleben. Heiratete einen Schulinspektor, der später ein Amt in einer Stadtverwaltung übernahm. Sie schenkte ihm 11 Kinder und zog die meisten davon mit seiner treuen Hilfe groß. 25 Jahre lebte sie mit ihm in Pointe Claire unweit Montreal am S. Lawrence River. Sie starb daselbst überreich an Liebe und an Werken der Barmherzigkeit.

II Ihr heldenhaftes Innenleben.

Ihr ganzes Dasein erscheint von heldenmütiger Liebe durchtränkt. Wir betonen das. Denn Liebe ist Kern und Wesen echter Heiligkeit; nicht Wunder und Prophezeiungen, die sich auch bei ihr in großer Anzahl finden.

Bruder Andreas, der dem hl. Joseph auf dem Mont Royal den herrlichen Schrein erbaute, kannte sie und sprach in ungeschminkter Weise von ihr als einer wunderbaren Seele. Sie selber erging sich in erhabenen Ergüssen flammender Verliebtheit zu Jesus und dem Gekreuzigten. Sie war im Gebet unaufhörlich mit Ihm vereint. Stunden und Stunden sahen sie in Betrachtung versunken und in lang anhaltenden Verzückungen verloren. Nach der Kommunion hungerte sie mit fieberndem Verlangen. Mit Entzücken verharrte sie in Anbetung vor dem Hl. Sakrament.

Auf das Schmücken der Altäre zum 40-stündigen Gebet freute sie sich Wochen lang im voraus. Man kann es kaum fassen, wie sie all das mit und neben ihrer schweren Hausarbeit fertig bringen konnte.

Große Liebe erwieß sie den leidenden Gliedern des Mystischen Leibes. Ungezählte Mühen verschwendete sie auf Arme, Hilfsbedürftige, Bettler, Kranke und Sterbende. Den armen Seelen glaubte sie sich ganz besonderer Weise verpflichtet.

Mit großer Liebe und Aufmerksamkeit umgab sie Mann und Kinder. Ihretwegen kürzte sie unerbitterlich die Zeiten der Beschauung ab. Es schmerzte sie, wenn sie durch all zu große Einfachheit der Kleidung sein Feingefühl zu verletzen schien. Er war von krankhafter Langsamkeit in all seinen Bewegungen; aber niemals klagte sie darüber.

Den Gipfelpunkt ihres Edelmutes erreichte sie in ihrem unvergleichlich feinem Benehmen gegen eine boshafte Nachbarin, die sie 25 Jahre lang mit höllischem Haß verfolgte. Sie wurde von ihr beschimpft, verleumdet, ins Antlitz gespien. Das böse Weib verwüstete ihren Blumengarten, zerstörte ihre Gemüseplanzung und schleuderte ihr Steine durch die Fensterscheiben.

Ein Beweis für ihre große Tugend ist ihre unaufhörliche Umlagerung durch den Teufel. Der haßte und fürchtete sie als einen seiner größten Gegner. Er versuchte alles sie zu verderben. Zischte ihr seine schwarzen Pläne ins Gesicht: „Wenn ich könnte, ich würde dich umbringen". Das konnte er nicht weil es der liebe Gott ihm nicht erlaubte. Aber plagen und quälen konnte er sie, und so suchte er alle Waffen seiner Bosheit an ihr zu erschöpfen.

Er wütete gegen sie in ihrem Haus, auf der Straße, in der Kirche. Verfolgte sie, wo immer sie Besuche machte. In einem der großen Kaufhäuser in Montreal stürzte er sie die Treppe hinab. Sie landete drunten mit aufgelöstem Haar inmitten einer Schar von Käufern. Die riefen um Hilfe oder schauten sich verwundert an. Spöttische Bemerkungen wurden laut: „Ist sie betrunken?"

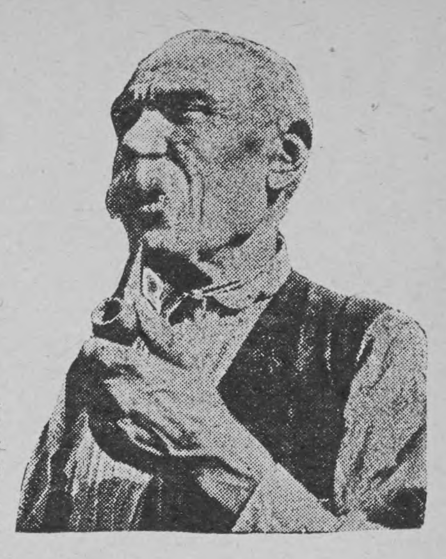
Im Hause stürtzte der Teufel in Gestalt wütiger Tiere auf sie los. Erschien ihr als junger Mann, als Bettler, als Engel des Lichtes, ja als Christus selber, um sie zu betören und zur Untreue gegen ihren Gewissensführer zu verleiten. Er warf ihr Holzklötze ins Gesicht, so daß sie bisweilen wie betäubt und blutüberströmt zusammen brach. Er suchte sie mit einem Schlachtmesser zu erdolchen; es fuhr an ihr vorbei und bohrte sich in die Wand. Er ängstigte sie durch wüstes Geschrei und wildes Gezeter. Packte sie an den Haaren und zog sie aus dem Bett, schleuderte Bücher und Eßgeschirr nach ihr.

Auf dem Weg zur Kirche fiel er sie an und riß ihr den Mantel von den Schultern. Feuerte schwere Steine aus der Kirchhofsmauer nach ihr, oder wälzte sie im Schnee umher.

Im Gotteshaus umtobte er sie an der Kommunionbank, wenn sie nach langen Nachtwachen an Krankenbetten spät am Morgen den Leib des Herrn vom Priester sich erbat. Stühle und Bänkchen kamen ihr aus der Sakristei an den Kopf geflogen.

Sonderbar wie diese Dinge sich anhören mögen: an ihrer Wirklichkeit ist nicht zu zweifeln. Sie finden

vom Schusterseppel



Liebe Leit und katholisches Volk.

Ich, wo ich ein gerechter Man bin, was das Gude tut und alles vermeidet, was net gut is, ich tu wieße, wie daß ein Man sich uffopfre muß, fier um Gudes zu tun. Wer keine Uffopfrung net uffbringe will, is kein guder Christ net. Selles hot mein Vater alle Täg ieber mich g'sogt, und desch hob ich auch zu meine Pauline g'sproche, wie ich eimol, es is desch ein poor Johr zurieck g'schehe, arg verschloge worde bin. Die Pauline, was mein Weib is, hot keine chance net g'hat, ieber mich zu schimpfe, vonwege weil ich gleich, wie ich in die Kuchel komme bin, ieber sie g'sogt hob:

„Pauline", hob ich g'sogt, „jetzt kein Wort net vonwege meine zerriessene Kleider und mein verschlog'nes G'sicht, vonwege weil ich fier die Wohrheit und fier die Religion geliette hob."

Die Pauline hot sich ober mit meine story net geeinigt und tut mir heit noch soge, wie daß ich sollermol net fier die Wohrheit und fier die Religion verschloge worde bin und wie daß ich mich net heilig moche soll. Heit ober, liebe Leser und Leserinnen, will ich meine story verzähle, und ihr werd's sehn, wie daß ich im rechten bin und net die Pauline.

Die Sache hot sich uf folgende Weg zugetroge. Da is nämlich der Klemick Hiazint gewest, ein Mann, was in die reife Johre wor, mit viel Geld, eine gude Farm und anres busineß, ein großen Durscht und mit eine schwarze Seel. In keine Kerch is er net gange, ober ich hob Kameradschaft mit ihm geholte, vonwege weil man doch keine Sünder net verstoße soll.

Sellen katholischen Grundsatz, wie daß mir keine Sünder net verstoße solln, hot ein Missionar bei uns eprädigt, als mir unsre Mission g'hat hen. Desch wor ein guder Prediger, liebe Leit, sell kann ich eich soge, und was er g'sproche hot, is nix anres net gewest als die reine Wohrheit. Die Pauline hot immer und alle Täg ieber mich g'sogt, wie daß ich keine Kameradschaft net holte soll mit dem Hiazint, vonwege weil er alle Mannsleit fier uf das Saufe und Fluche verfiehrt. Ich ober hob die Kameradschaft net ufgebe, vonwege weil ich den Hiazint gegliebe hob. Wie nun der Missionar g'sogt hot, daß mir keine Sünder net verstoße solln, da hob ich gleich gewießt: „Seppel", hob ich gewießt, „du tust kein Unrecht net, ober nur eine gude katholische Tat, wenn's du mit dem Hiazint Freind bleibst.

Nun hot der Missionar ober auch g'sogt, wie daß mir die Pflicht uf unsren Gewissen hen, die Sünder zu

---

sich mehr oder minder auch bei andren Heiligen, wie beim hl. Pfarrer von Ars, bei Don Bosco und der hl. Gemma Galgani. Außerdem werden sie unwiderleglich bezeugt von ihren Kindern, ihrem Mann, von mehreren Priestern und von Dr. Lesage, dem Mann ihrer Tochter Evangeline. Wenn der Satan sein Reich auf Erden bedroht sieht, gebraucht er Gewalt, um sich gegen besonders gefährliche Angreifer zu wehren; und ein solcher Angreifer war sie.

III Ihr Beruf.

Sie wurde der Hölle gefährlich durch besondere göttliche Gnadenwahl. Der Heiland gab ihr in Seiner Kirche die Stellung einer Opferseele zu ganz besonderer Sühneleistung für die Fehler und Nachlässigkeiten von Priestern und Ordensleuten wie zur Erlösung der Verstorbenen aus dem Fegefeuer. Sie nahm es an. Und in Erfüllung dieser Aufgabe fastete sie und zerschlug ihren abgehärmten Leib; opferte ihre Nachtruhe und jegliche Bequemlichkeit.

Sie wich auch nicht zurück, als Jesus die Dornenkrone tief in ihre Stirne drückte, ihr seinen Kreuzesbalken auf die Schultern lud und ihr Seine Wundmale feurig brennend in die Gliedern grub, als Er sie in Seine Ölbergsangst versenkte und sie an Seinem Kreuzesdurst teilnehmen ließ.

Und wie Er wortlos und wie ein Lamm sich vom Teufel umbringen ließ, so übergab sie sich willig und ohne Klage dessen Peinigungen. Von seinen Mißhandlungen kam es allem Anschein nach, daß sie zuletzt sich einer gefährlichen Operation an Augen- und Nasenhölen unterziehen mußte. Wenige Stunden nach der Beendigung des ärztlichen Eingriffes verschied sie unter den Armen einer barmherzigen Schwester (1910), im Alter von 54 Jahren. Mit Erlaubnis des Montrealer Erzbischofs wurde ihre sterbliche Hülle in der Pfarrkirche ihres Dorfes beigesetzt.

bekehren. Wie ich solles g'hert hob, da bin ich in troubles komme. Ich hob nämlich noch nix net geton, fier um den Hiazint zu bekehre. Der Missionar hot ober gut und schön gsproche, daß mir grad das Wasser in die Auge komme is, und ich hob mir vorg'nomme, den Hiazint zu bekehre.

Gleich noch der Obendpredigt bin ich zu ihm h'nieber. Ich hob mich bei ihm hing'huckt und hob g'sogt:

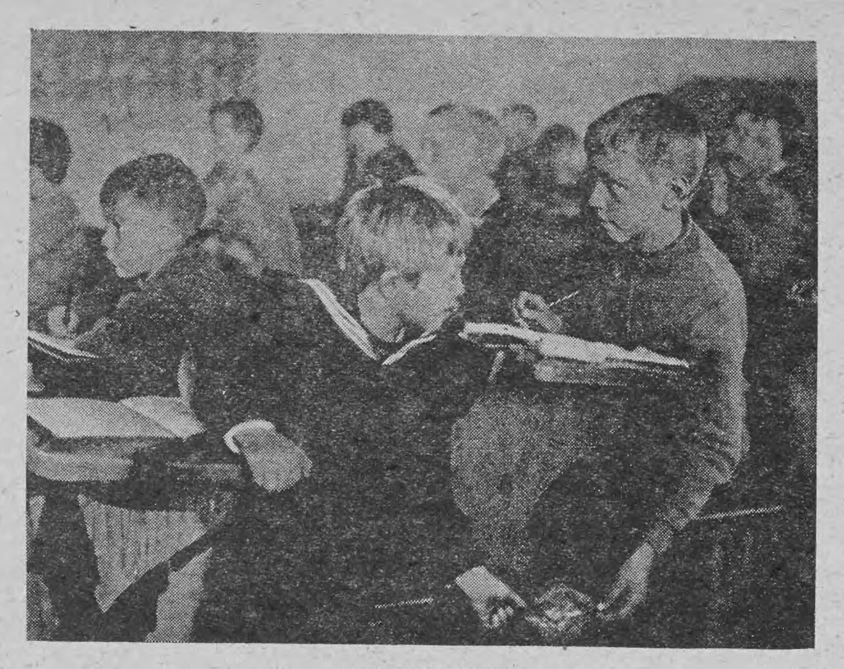
„Hiazint", hob ich g'sogt, „du weißt, du bist mein treier Freind und ich tu's gut mit dir meine. Jetzt hob ich eine ernste Frog an dich und ich tu dich im Namen von unsre Freindschaft uffordre: Warum gehst in kein Kerch net?

„Seppel", hot der Hiazint druf, „solle Frag gleich ich net. Jemand anres wenn mich so froge tät, würd ich 'nausschmeiße aus mein Haus, vonwege weil niemand kein business net hot, solles zu froge. Weil du ober mein Freind bist will ich dir soge, warum daß ich an keine Kerch net mehr glaub: Die Päter von der katholische Kerch tun hier so predige, und uf'm anren Platz tun sie eine anre Lehr predige. Die tun uns die Wohrheit net gebe, und darum gib ich nix net um sie."

„Ober Hiazint, bist du sure, was du g'sogt hosi?", hob ich g'frogt. „Noch niemols net hob ich g'hert, wie daß die Päter ihren mind changen und heit die Lehr, und uf'n anren Sunntag eine anre Lehr predige. Ne, die Leit tun Unnerschiedliches ieber die Päter soge, ober, daß ein Poter und Prieschter eine anre Lehr predigt wie der anre, sell hob ich noch niemols net g'hert."

„Seppel", hot der Hiazint druf geantwort, „ich hob die Erfohrung und ich werd dir verzähle, wie die Päter lugen und uneinig unner sich sein. Ich bin uf einen Samstag in die Stadt g'fohre und bin ieber Nacht g'bliebe. Uf'n anren Tag hob ich lang geschlofe, vonwege weil mein Weib net mitgewest is und weil keiner net mich im Hotel ufgeweckt hot. So bin ich denn spät ufgestanne und bin in die Kerch zur Spotmeß.

Wie ich in die Kerch komme bin, da hob ich keine Bank net gefunne, fier um mich hinzuhucke, vonwege weil dorten arg viel Leit gewest sein. So bin ich denn hinne gestanne. Hinnen in der Kerch hen ober auch zwei



Schlechtigkeiten.

von die Prieschter gestanne, der eine uf der rechten Seit, der anre uf der linken. Beide hen sie aus ihrem Buch gebetet.

Wie ich so eine Weil gestanne bin, bin ich uf den einen Prieschter zugange, was uf der linken Seit gestanne hot und hob gefrogt: „Poter", hob ich g'sogt, „was meint ihr, kann ich h'nuf uf den Chor?"

„Geht's nur h'nuf", hot der Poter zurieckgebe, und ich hob mich uf den Weg g'mocht, fier um uf den Chor zu gehn. Wie ich ober grad h'nufgehn wollt, da hot uf eimol de Poter, was uf der rechten Seit gestanne hot, psssst gemocht und hot mich zurieckg'rufe.

„Wo wollt's ihr hin " hot er ieber mich g'sogt.

„Uf den Chor", hob ich zurieckgebe.

„Desch könnt ihr net, vonwege weil der Chor nur fier die choir members is", hot der Poter druf, „bleibts nur da unnen, vonwege weil die choirmembers kein room net hen fier fremde Leit."

Wie ich desch g'hert hob, da hob ich g'nug gewießt von die katholische Kerch. Der eine Poter sogt: Geh h'nuf, der anre sogt: du darfst net h'nufgehn. Was is denn desch fier eine Einigkeit unner die Prieschter und ihre Lehr? Ich denk, wenn mir nur einen Gott hen, dann mießen mir auch nur eine Lehr hobe, und alle Prieschter mießen sich einig sein in dieser Lehr.

Die Priester sein sich ober net einig, und aus soller Ursach hen sie net die richtige Lehr."

Wie ich solles g'hert hob, liebe Leit, da hob ich gleich angefange, den Hiazint zu bekehre, in dem daß ich ihm erklärt hob, wie daß der choir nix net zu schaffe hot mit die katholische Lehr. Und ich hob ihn uffg'klärt, wie daß die Wohrheite vom Glauben und von die guden Sitten zum katholischen Glauben zug'here, wie zum Beispiel daß mir am Freitag kein Fleisch net esse derfe und daß das Unkeische sich net paßt. Ober kein Katechismus tut net soge und vorschreibe, wer daß uf den Chor gehn darf und wer net. Solles tut zu dem Prieschter zug'here, wo der boß in der Kerch is, und zu niemond anren net. In solle Sachen kann jeder Prieschter sein mind change, das schad der Kerch nix net.

Die Hiazint hot mir arg gut zug'hert, und er hot auch eine Flasch geholt, aus was weller mir alle zwei getrunken hen, vonwege weil ich gedenkt hob: Wenn du die unsterbliche

Seel vom Hiazint retten willst, dann mußt du bei ihm bleibe und ihm G'sellschaft moche und auch das gude Beispiel gebe.

Selles gude Beispiel hob ich ihm auch gebe, indem daß ich ihm alles verzählt hob, was ich uf der Mission vom Missionar gelernt hob, und in dem daß ich ihm auch company geholte hob.

Wie mir mit die Flasche fertig gewest sein, da is der Hiazint auch schon bekehrt gewest, und ich hob mich stolz gefiehlt, vonwege weil ich fertig gebrocht hob, was kein Poter et hot fertig gebrocht. Der Hiazint hot g'weint wie ein Kind und hot immer gesprochen:

„Seppel", hot er g'sogt, in dem daß er mich umarmt hot, grad wie die Pauline, als mir noch jung wore und sie in love mit mir gewest is, „Seppel", hot also der Hiazint ieber mich g'sogt, „sell werd ich dir net vergesse. Du host mich ufgeklärt und ich hob die Wohrheit gefunne."

Ich ober, liebe Leser und Leserinne, muß jetzen auch die Wohrheit soge. Ich hob mich an sollen Tag uffgeopfert und hob mit dem Hiazint alles getrunke, was er auch getrunke hot. Und wie ich mit die Bekehrung fertig wor, da hot's doch in meinen Kopf gerauscht, wie als wenn da alles drunter und drieber wär. Um die Wohrheit ganz zu soge: Ich hob zwei Hiazints g'sehen, und der Hiazint hot zwei Seppel g'sehn. Denn er hot net nur mich umarmt, ober eimol mich und das anre mol den Stuhl, uf was wellen ich g'huckt bin. Desch ihr's ober wießt und net schlecht von mir denkt, liebe Leit: Ich hob nur desholb mit den Hiazint getrunke, weil ich mich ufgeopfert hob, fier um seine Seel zu retten, was welle Seel ein unsterblicher Geist is.

Wie mir der Hiazint g'sogt hot, wie daß er bekehrt is, hot er auch gleich zugebe:

„Jetz, Seppel, tun mir meine Bekehrung celebraten."

„Desch hen mir schon getan", hob ich zuriecksgebe, „und die Flasch is auch ganz leer, und nix net mehr is drin."

Der Hiazint hot sich die Flasch ang'schaut und hot gemeint:

„Wenn das wohr is, daß die Flasch leer is, dann gehn mir halt ins beerparlor. Ober celebraten tun mir heit. Ich hob die Wohrheit gefunne, und aus soller Ursach tu ich mich frein. Komm geh mir."

Ich hob auch gleich zug'sogt, vonwege weil mir doch net gleich Feindschoft machen solln mit die Leit, was mir bekehrt hen. So sein mir denn h'nieber ins beerparlor.

Wie mir dorten h'nein kommen sein, hen mir gleich am erschten Tisch vier Männer g'sehn, was dorten g'huckt und getrunken hen. Alle von die vier sein sie Freind mit dem Hiazint gewest. Wie die den Hiazint erblickt hen, hen sie gleich gerufe:

„Da komt's her, Hiazint, trinkts ein Glas mit uns."

Der Hiazint ober war genau so wie ich, er wor net mehr ganz nüchtern. Ober er hot noch immer gewießt, wie daß er sich bekehrt hot. Aus soller Ursach hot er sich hingestellt nd hot ieber die Männer g'sogt:

„Desch ihr's wießt, Mannsleit, von heit bin ich ein anrer Mann. Ich bin wieder katholisch, und aus soller Ursach tu ich nur noch mit die Katholische trinke. Eire Freindschaft tut mir net mehr passen."

Wie die Männer solles gehert hen, da sein sie gleich alle ufgesprunge.

„Net gut g'nug sein mir fier dich? Net mehr passen tun mir zu Dir? Da host, was du verdienst."

Und mit solle Worte hot der eine dem Hiazint eins ins G'sicht geschloge, daß der Hiazint fast umfalle is. Der Hiazint ober, was kein feiger Mann net is, hot gleich zurieck gehaut. Da hot der anre wieder geschloge, und zwei von seine Freind hen mit gehaut. Da hob ich geschloge, vonwege weil ich mir gedenkt hob, wie daß ich helfe muß. Dann hen die Leit mich geschloge, ich hob sie geschloge, sie hen den Hiazint, der Hiazint sie, sie hen mich gehaut, ich zurieck geschlogen, und so is es gange, bis daß mir alle ganz verschloge gewest sein und die anre Mannsleit uns uf die Straß geschickt hen.

Warum, liebe Leit, hob ich den fight gejoined? Net weil ich ein Trinker bin und ein fighter, ober vonwege weil ich dem Hiazint hob helfe gewollt. Der Hiazint is noch net so stark im Glauben gewest, fier um ihn allein zu lassen. Drum hob ich zu ihm gestanne bis uf den letzten Augenblick, und er hot g'sehn, wie daß ich ein treier Freind bin, was ihn net verlasse tut.

Die Pauline, was mein Weib is, hot mir eine anre Meinung ieber diese Geschicht g'hat. Sie hot g'sogt, wie das Trinke uf dem erschten Platz net zum Bekehren zug'here tut. Auch unser Poter hot ieber mich geschimpft und hot g'sogt, wie daß mein Beispiel net gut gewest is. Ich ober hob bei mir gedenkt: Wer fier die Wohrheit und fier die Religion leiden will, der muß alles suffern, auch von seinem eignen Weib und vom Poter.

Lange Johr hob ich gedenkt, daß ich uf sollen Tag fier die Religion gesuffered hob. Heit ober, liebe Leser und Leserinnen, hob ich auch meinen mind gechanged. Zu viel trinke is eine Siend, und ich hob diese Siend auch gemocht. Mit Siende tut man keine Leit net bekehre, und der Hiazint is auch bis uf den heitigen Tog noch net zur Beicht gange.

So will ich denn eich heit die Lehr uffstelle: Tut's aus meiner Erfohrung lerne. Tut's niemond net bekehre, wenn's ihr im beerparlor huckt, und tut's eire Weiber keine stories net verzähle, wie daß ihr in den beerparlor geht, vonwege weil ihr Gudes tun wollt. Mich hen sie sollermol genug verschloge. Paßt's uf, daß ihr auch net noch mol arg verschloge werd, indem daß ich eich und eire Kinner und Weiber freindlich grieße,

Eurer Schusterseppel.

Du läuterst deine Kirche
jedes Jahr, o Gott, durch
vierzig Tage Fastenzeit.
So gib den Deinen,
daß durch Gutestun
Erhörung
werde ihrem Bußgebet!

Priesterweihe und Primiz im Konzentrationslager Dachau

von P. Engelbert Rehling O.M.J. in Borken, Westfalen

Am 17. Dezember 1944 wurde in der Kapelle des Konzentrationslagers Dachau der Häftling Karl Leisner zum Priester geweiht und konnte am zweiten Weihnachtstage in der gleichen Kapelle sein erstes und letztes Meßopfer feiern.

Es stehen da recht gegensätzliche Dinge nebeneinander: eine Kapelle, in der das Allerheiligste aufbewahrt wird und ein Konzentrationslager, das wohl zu den berüchtigsten gehört — ein Häftling dieses Lagers und seine Priesterweihe. Das hier berichtete Ereignis ist wohl einzigartig in der Geschichte der Konzentrationslager, ja in der katholischen Kirchengeschichte. Es wird die Leser der Monatsblätter sicher interessieren, darüber etwas Näheres zu erfahren.

Für die höheren Gewalthaber der Schreckenzeit von 1933—1945 bedeutetedie Kapelle mit dem Allerheiligsten im Lager Dachau ein diplomatisches Zugeständnis. Der Lagerleitung war sie ein gutes Schaustück, das sie mit Vorliebe Lagerbesuchern zeigte. Unter den Wachmannschaften sagte man dazu: „Wenn die Pfaffen Freude haben an dem Spuk, dann mögen sie diese Freude haben." Es mag einer, der noch ein Herz hatte, mit diesem Spott die Kapelle und den darin stattfindenden Gottesdienst seinen entmenschten Kumpanen gegenüber gewissermaßen neutralisiert und ihren Schikanen entzogen haben. Uns 2000 Geistlichen war sie das Allerheiligste mitten in einer Hölle.

Einer der 30 000 Insassen des Lagers Dachau war Karl Leisner. Zu Rees am Niederrhein geboren am 28. Februar 1915, verlebte er mit seinen vier Geschwistern, begabt mit einer außerordentlichen Liebe zu Gottes schöner Natur, eine glückliche und sonnige Jugend. Schon als Jungmann widmete er sich eifrig dem Werk der katholischen Jugend. Aus dieser Arbeit kam ihm auch der Priesterberuf. Er studierte in München und Freiburg.

Am 25. März 1939 in Münster zum Diakon geweiht, mußte er sich wegen seines schweren Lungenleidens zur Kur nach St. Blasien im Schwarzwald begeben. Dort brachte ihm das kleine Wörtlein „Schade!", das ihm gelegentlich des fingierten Attentats auf Adolf Hitler entschlüpft war, noch am gleichen 9. November 1939 in Haft. Da dieses Wort zu einem ordentlichen Gerichtsverfahren nicht auszureichen schien, kam er, nach vorübergehendem Aufenthalt in den Gefängnissen von Freiburg und Mannheim, im März 1940 ins Konzentrationslager Sachsenhausen. Von dort brachte man ihn am 13. Dezember 1940 zu uns nach Dachau, wo er bis Mai 1945 blieb.

Das Leben im Gefängnis und Konzentrationslager hatte seinen Gesundheitszustand natürlich nicht verbessert. Auch in Dachau verbrachte er den größten Teil seines Lagerlebens im Krankenbau. Die Gnade Gottes, seine eigene Energie, immer wieder gestärkt von seinem sehnlichsten Wunsche, wenigstens einmal das heilige Meßopfer feiern zu dürfen, erhielten ihn am Leben. Gute Pflege und liebe Mitbrüder halfen nach besten Kräften dazu.

Vier Jahre hat er gewartet auf den Tag seiner Priesterweihe. Wohl hatten wir im Lager den Weihbischof Cozal von Leslau. Aber an eine Priesterweihe war bei der harten Behandlung und der strengen Aufsicht in dieser Zeit nicht zu denken. Als im Januar 1943 der Bischof Cozal an Typhus starb, schien jede Hoffnung für den jungen Kranken endgültig begraben.

Doch die Vorsehung half. Die Kriegsverhältnisse im Laufe des Jahres 1944 lockerten manche Härten. Die Bewachung wurde vielfach von älteren Soldaten der Wehrmacht, die man zwangsweise zur SS umschrieb, übernommen. Der 6. September brachte uns aus dem Lager Natzweiler bei Straßburg den H. Herrn Bischof Gabriel Piguet von Clermont-Ferrand. Da der Zustand des Kranken sich verschlechterte, wurden alle Vorbereitungen zur Priesterweihe beschleunigt.

Die notwendige Erlaubnis zur Weihe wurde von den zuständigen Bischöfen, Clemens August von Münster und Kardinal Faulhaber von München, schriftlich erbeten und willig erteilt, beides ohne Wissen der Lagerverwaltung. Auch andere notwendige Dinge oder das Material zu ihrer Herstellung mußten „organisiert" und heimlich ins Lager geschaft werden.*) Die Erfindungsgabe der Häftlinge brachte das zuwege. Fleißige und kunstfertige Hände verfertigten in verschiedenen Werkstätten Stab, Mitra und Bischofsring. Rote Schuhe und ein rotes Birett wurden genäht, ja sogar — um dies auch nebenbei zu erwähnen — rote Strümpfe mustergültig ge-

*) Kardinal Faulhaber schrieb in seinem Fastenhirtenbrief 1946 „Vom Walten der göttlichen Liebe" unter anderem: „. . . Frauen und Mädchen haben ihr Leben aufs Spiel gesetzt, um gefangenen Priestern den Altarbedarf zu verschaffen, so daß sie im Gefängnis die heilige Messe lesen und Mitverurteilten die heilige Kommunion spenden konnten. Auch für eine mitternächtlig stille Priesterweihe im Lager Dachau hat ein tapferes Mädchen im Geiste des jugendlichen heiligen Tarcisius das heilige Salböl und alles, was zu einer Priesterweihe notwendig ist, unter Lebensgefahr ins Lager gebracht. Dieses christliche Heldentum ist nicht auf menschlichen Mut allein zurückzuführen. Solche Leidenskraft, solche Tatkraft im Angesichte des Todes sind nur als Walten der Gnade Gottes zu begreifen. . ."

strickt. Alles das war zwar einfach, aber doch würdig.

Als alle Vorbereitungen beendet waren, wurde der 17. Dezember, der dritte Adventsonntag, als Weihetag festgesetzt. Die größte Sorge bereitete uns nun der junge Weihekandidat selber. Sein Gesundheitszustand hatte sich sehr verschlechtert, sodaß man befürchten mußte, er werde die Anstrengungen der Weihe nicht überstehen. Wie haben wir in diesen Tagen für ihn gebetet! Was an Arzneien und Stärkungsmitteln nur aufzutreiben war, wurde ins Revier getragen. Gebet und liebende Fürsorge hatten sichtlichen Erfolg.

Und nun war der hohe Festtag gekommen, der Sonntag „Gaudete", über dem die Worte des Apostels stehen: „Freuet euch, und abermals sage ich, freuet euch!" Wie hätte man einen schöneren Text wählen können, um die Freude des jungen Weihekandidaten und die Freude aller Priester des Lagers auszudrücken!

Die kleine Kapelle war würdig geschmückt. Der größte Dom hätte nicht alle aufnehmen können, die sehnlichst wünschten, diese Feier mitzumachen. Zählte doch das Lager damals fast 30 000 Insassen. Nicht einmal alle Priester (fast 2000) konnte das Kirchlein fassen. Man hatte aber alle Priesterkandidaten, die auch zum Priesterblock gehörten, eingeladen, damit ihnen die Weihe neuen Ansporn gebe, ihrem Priesterideal wider alle Hoffnung weiter zuzutreiben. Welt- und Ordensgeistliche der Diözese Münster hatten die Ehre, bei der Weihe am Altare mitzuwirken.

Sie holten den Bischof, getreu dem liturgischen Gebrauche, von der Wohnstube ab und geleiteten ihn unter den feierlichen Klängen des „Ecce sacerdos magnus!" durch die dichtgefüllte Lagerkapelle an den Altar. Hinter dem Kirchenfürsten geht bleich, aber festen Schrittes der junge Diakon. Über den gestreiften Häftlingskleidern trägt er die Albe, auf dem linken Arm das zusammengefaltete Meßgewand, in der Rechten die brennende Kerze. Wir alle denken an den Tag, da auch wir so mit heimlichem Zagen und freudiger Zuversicht zugleich die letzten Schritte gingen, dem Priestertum entgegen.

Der Bischof ist nun mit den Weihgewändern festlich bekleidet. Hinter ihm liegt im schmalen Chor des Heiligtums der Weihekandidat, lang ausgestreckt auf dem Boden, die Stirn auf die übereinandergelegten Arme und das Meßgewand gepreßt, das er nun bald tragen soll. Und über ihn hin gehen die Anrufungen der Allerheiligen-Litanei, von allen anwesenden Priestern mit tiefer Ergriffenheit gesungen.

Manch einer mag bei diesem Anblick daran gedacht haben, wie er von einer drohenden Pistole im Rücken gezwungen wurde, vom Lagereingang bis zum Verwaltungsgebäude auf dem Bauche zu kriechen, ohne die Hände zur Fortbewegung benutzen zu dürfen, damit er wisse, daß er von nun an weniger sei, als ein Mensch.

Wir alle aber dachten daran, daß wir einst in unserer Weihestunde vor dem Altare Gottes auf dem angesicht lagen, um dann aufzustehen als Mittler zwischen Gott und den Menschen, um es von nun an allen Menschen immer wieder zu künden, daß sie mehr seien, als nur ein Mensch: daß die Sohlen ihrer Füßen an der Erde haften, indes ihre Stirnen strahlen vom Glanze der Kindschaft Gottes.

Der Bischof hat sich erhoben und singt es über den Liegenden hin, dreimal mit leise zitternder Stimme: „Ut hunc electum benedicere et sanctificare et consecrare digneris — Daß du diesen Auserwählten segnen und heiligen und weihen wollest" Und dreimal anwortet der priesterliche Chor: „Te rogamus, audi nos! — Wir bitten Dich, erhöre uns!"

Der Diakon erhebt sich, kniet vor dem Bischof auf den Stufen des Altares nieder, damit ihm dieser die Hände auflege. Die Priester der Diözese Münster treten einzeln hinter den Knienden und legen ihm die rechte Hand auf das Haupt. Es ist die stillste Zermonie der ganzen Priesterweihe. Stumm legt der Bischof dem zu Weihenden die Hände auf. Stumm tun die anwesenden Priester das Gleiche. Still ist es im ganzen Kirchenraum. Da ist nur das gesenkte Haupt des Diakons, und über ihm sind die ausgestreckten Hände der Schweigenden. Doch hier geschieht das Größte und Heiligste an diesem heiligen Tag: Der junge Diakon wird Priester. Und das wirkt Gott allein. Der Bischof und die Priester wollen nur eindruckvolles Zeichen Seines Wirkens sein.

Doch nun jubelt es der Chor mit den Worten des Herrn an seine Apostel im Abendmahlssahle: „Jam non dicam vos servos, sed amicos meos — Von nun an nenne ich euch nicht mehr meine Knechte, sondern meine Freunde"!

Dann wird dem jungen Priester die Gewalt gegeben, zu segnen, das heilige Opfer zu feiern und die Sünden den Menschen zu vergeben in Gottes Namen. Bischof und Neupriester fahren gemeinsam fort in der heiligen Messe und halten zusammen Opferung, Wandlung und Kommunion. Wie oft hatten wir Häftlingspriester von Dachau das alles erlebt in der Klosterkirche zu Hünfeld oder im hohen Dom einer Diözese, bis wir selber die Priesterweihe empfingen. Hinter uns knieten dabei unsere Eltern und Geschwister und viele liebe Freunde, sich mit uns zu freuen.

Hier war es nur eine armselige Holzbaracke, in der Solches geschah. Der zu Weihende trug unter seinen priesterlichen Gewändern das Häftlingskleid. Der Bischof, der ihn weihte, war ein Gefangener wie er. Die Eltern des Neupriesters wußten zwar durch uns die Stunde der Weihe. Und wenn sie so auch in der Pfarrkirche zu Kleve gekniet haben in innigem Gebet, so war doch in ihrem Beten und in ihrer Freude der Schmerz um den von ihnen Getrennten.

Ihn umgeben nach dem Weiheamt die mitgefangenen Priester. Allen erteilt er den Primizsegen. Alle wünschen ihm Glück aus ganzem Herzen. Dann aber mußten wir den völlig Erschöpften nach kurzem, gemütlichem Beisammensein ins Revier zurückbringen. Inzwischen begannen die Sirenen zu heulen, und das nahe München erlebte einen der schwersten Luftangriffe, der je über die Stadt erging.

Seine Primizmesse feierte Karl Leisner am zweiten Weihnachtstage. Ich hatte die Freude, ihm beim heiligen Opfer zu assistieren. Nie werde ich es vergessen, mit welcher Ergriffenheit der junge Priester dies heilige Opfer feierte. Ob er wohl ahnte, daß diese erste heilige

Schluß auf Seite 17.

Franziskus der Kleine und sein erstes Kripperl

Von Agnes P. Hartmann

Eins — zwei — drei — hopsa!

Und schon purzelbaumelt der Bürgermeister-Franzl-Sohn über die Bergwiese hinunter. Grad famos geht's! Doch mit einem Mal kommt ihm ein Hindernis entgegen, und wie er um sich schaut, merkt er zu seinem Erstaunen, daß er akrat zu den Füßen des Herrn Pfarrers liegt.

Der lacht: „Gel, du lebendig's Kugerl, weiter geht's nimmer!"

Die lustigen Bubenaugen funkeln ihn an. Dann springt der Knirps geschwind auf, unterzieht sein Händchen einer genaueren Prüfung, wischt es vorsorglich noch an der einen Hosenseite ab und gibt es treuherzig dem Pfarrherrn. „Grüß Gott, Hochwürden, — gell, aber fein war's!"

„Na, und wie fein!" bestätigt Hochwürden, „hab's als kleiner Bub beinah auch so schön können!"

„Ah-na!" Franzls Mund bleibt offen stehen in Verwunderung und Ungläubigkeit. Ist auch sein ganzes Persönchen erfüllt von Hochachtung vor dem geistlichen Herrn, so was hätt' er ihm doch nicht zugetraut. Aber dieses neue Wissen macht ihn noch zutraulicher, und mit seinem herzigsten Kindergesichtlein fragt er: „Darf i dann a Stückerl mitgeh'n, wohl?"

„Freilich darfst!" Der Pfarrer schaut gut und froh zum Buben hinunter. Hat sich der Kleine doch ganz extra stark in sein Priesterherz hineingeschlichen. Wild ist er wie ein Katzerl, aber ein eigen warmes Herzlein hat er, voll Frohsinn und Gebefreudigkeit.

Erst vor ein paar Tagen war's. Da suchte seine Mutter im ganzen Bürgermeisterhaus herum nach ihres Sohnes Sonntagsstiefeln. Sie waren nirgends zu finden, und endlich fragte sie den Besitzer selbst danach, und er erklärte ihr mit dem harmlosen Gesicht: „Ja, Mutterl, die hab ich dem Jakäble nübertragen; weißt, den friert's sonst so in seine nackigen Bein, wenn der Winter kommt!"



Magdalena

Solch christliche Nächstenliebe war aber der Bürgermeisterin denn doch zu viel, und in dem Gedanken, daß sie als Oberin des Marktes nun nicht einmal zu den armen Leuten gehen könne, versetzte sie ihrem Sprößling Franzl eine kräftige Ohrfeige. Worauf sie der damit Bedachte so in aller Unschuld verwundert anschaute, daß es ihr, wie sie nachher selber erzählte, leid tat. Sie gab ihm nur noch klar und ausdrücklich zu verstehen, daß derartige Geschenke ohne ihr Wissen in Zukunft zu unterbleiben hätten, und das Ende von diesem Liede der Gutherzigkeit war, daß

der arme Jaköble zum Nachmittagskaffee kommen durfte.

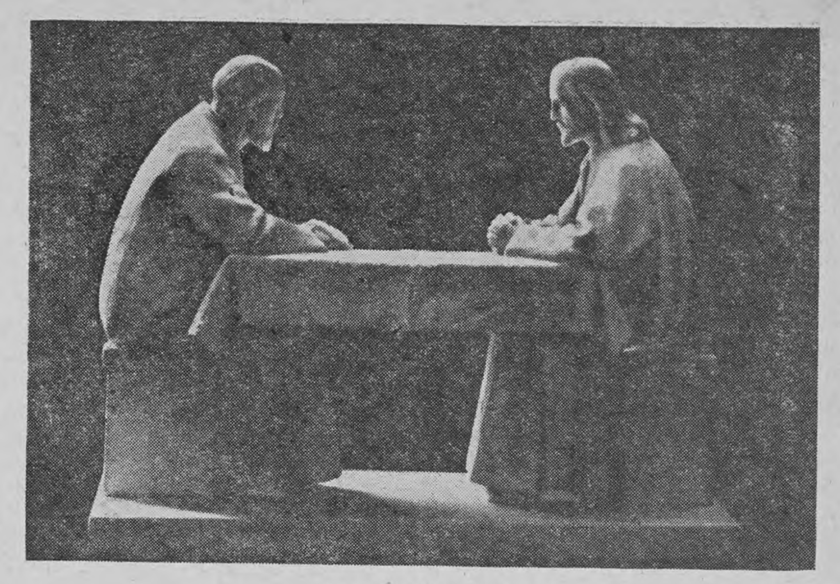
Und dann — wie lieb und fromm der kleine Wildling in der Kirche sein kann. Man könnt' wahrhaftig meinen, ein Engerl kniete dort und würde die Händchen falten zum Gebet. Du lieber Gott, wenn der Bub nur so bleibt! Vielleicht wird gar noch ein Priester aus ihm: mit seinem warmen Herzlein so voll gütiger Menschenlieb könnt er wohl ein guter Diener Gottes werden. So — da wäre also der Herr Pfarrer wieder mitten drinnen in lieblichen Zukunftsgedanken. Bis ihn der Held dieses Traumes am Rockärmel in die Wirklichkeit zupft.

„Studier'ns eppa gar a Predigt?" fragt er.

„Wie man's nimmt!" lächelt der Hochwürdige. „Übrigens hab ich etwas für dich, für deinen morgigen Namenstag!" Damit zieht er sein Brevier heraus und ein Heiligenbild.

„Kennst dein' heiligen Namenspatron?"

„Wohl, wohl," sagt der Franzl, „sell weiß i schon, daß der liebe Heiland am Kreuz ganz auf echt zu ihm kommen is, und daß er die heiligen Wunden kriegt hat. O, ich wollt, ich wär der heilige Franziskus g'wes'n!".



Herr, belehre mich.

Das Seelsorgerherz frohlockt. „Mußt halt so brav und fromm werden wie er!"

Und dann erzählt der Herr Pfarrer dem lebhaft aufhorchenden Büblein aus dem Leben des wunderbaren Heiligen von Assisi. Daß er sein schönes, reiches, lustiges Daheim und Vater und Mutter verlassen und ärmer als der ärmste Bettler gelebt habe, daß er gar alles, was er hatte, verschenkte und dafür noch von seinem eigenen Vater so hart behandelt worden sei.

Messe zugleich seine letzte sein würde? Eines wußte er ganz bestimmt, daß, selbst wenn sich sein Zustand etwas bessern würde, er doch auf die eigentliche Seelsorgsarbeit und das Wirken für die Jungschar Christi, wonach er sich so sehr gesehnt hatte, für immer werde verzichten müssen.

Wie gerne hätte der junge Priester öfter die heilige Messe gefeiert! Er blieb aber fortan ans Krankenlager gefesselt. Doch nie habe ich ihn mutlos gefunden. Auch in den bittersten und schwersten Stunden seiner langjährigen Krankheit blieb er innerlich und äußerlich froh und aufgeräumt. Niemand hat je ein Wort der Klage von ihm gehört.

Nach der Befreiung durch die amerikanischen Truppen konnte man den Kranken mit Hilfe eines Priesterhäftlings, der ihn jahrelang sorgsam betreut hatte, aus dem Lager Dachau in das Waldsanatorium Planegg bei München bringen. Trotz der sorgsamen Pflege durch die dortigen Schwestern siechte der durch das lange Lagerleben Geschwächte langsam dahin.

Im August kam ich nochmals nach Dachau und München. Doch als ich mit dem Herrn Prälaten und Stadtpfarrer Friedrich Pflanzelt, dem großen Wohltäter der Häftlinge in Dachau, der sich gleichfalls des Kranken stets sehr angenommen hatte, nach Planegg kam, erfuhren wir, daß Karl Leisner am gleichen Morgen um 5 Uhr heimgegangen war zum lieben Gott. In den Armen eines langjährigen Mitgefangenen, des Jesuitenpaters Otto Pies, hatte er seine Seele in die Hände seines Schöpfers zurückgegeben. Seine Mutter und seine drei Schwestern waren bei seinem Tode zugegen. Er ist nach Aussagen aller, die ihn in diesen letzten Monaten kannten und betreuten, wie ein Heiliger gestorben. Den Bemühungen eines anderen Priesterhäftlings, des Pfarrvikars Joseph Neunzig, gelang es, ihn in seine Heimat Kleve zu überführen.

Karl Leisner ist im Konzentrationslager einen bitteren Kreuzweg gegangen. Heldenhaft hat er sein Leiden getragen und es aufgeopfert für die liebe katholische Jugend. Wie so viele Priester im Lager Dachau heiligmäßig starben, ist auch er gestorben. Seine Mutter schrieb mir: „Fast sechs Jahren bangten wir um Karl. Aber jetzt ist er uns allen näher als zuvor. Er ist unser priesterlicher Fürsprecher am Throne Gottes." Das ist auch die Ansicht aller, die ihn kannten und in seinem Leiden still beobachten konnten. Er war uns ein leuchtendes Beispiel und soll es immer bleiben.

Die letzten Worte, die er in sein Tagebuch schrieb, lauten:

„Liebe . . Sühne . . Segne auch, Höchster, meine Feinde!"

„Monatsblätter", Hünfeld, Deutschland

„Aha," meint verständnisinnig der Franzl und denkt dabei an Ohrfeiglein und Sonntagsstiefel.

„Ja, weißt, Franzl, so kleine Buben wie du dürfen net so mir nix dir nix einfach herschenken, die müssen schon zuvörderst daheim fragen," verweist schnell der Pfarrer im Hinblick auf die gestrenge Bürgermeisterin.

Die Heiligen-Geschichte geht weiter: „Mitten auf dem Marktplatz und in den Straßen und gar überall hat Franziskus gepredigt und seine Mitmenschen so eindringlich gemahnt, sie möchten doch in sich gehen und wieder gottesfürchtig werden. War er in der Wildnis draußen, sind sogar die Tierlein alle zu ihm kommen, haben sich ganz zutraulich an ihn hingeschmiegt, die scheuesten Vogerln haben sich auf seine Schulter und Hand gesetzt. Und der heilige Franz erzählte ihnen vom lieben Gott — — —"

„Ui, des wenn ich halt auch könnt!" unterbricht der Franzl. Wie da die Buben und Maidlein verwundert gucken würden, wenn er mitten unter Hasen und Rehlein und Vogerln und Hunderln sitzen und ihnen predigen könnte! „Mei', wär des fein, Herr Pfarrer!"

Hochwürden schweigt, und der Bub spürt etwas unklar, daß sein Wunsch nach Angestauntwerden mit dem Heilig-sein-wollen nicht viel zu tun habe, und so setzt er wie entschuldigend hinzu: „Ich tät aber auch nur und nur vom lieben Gott reden!"

„Du bist ein Spitzbuberl!" sagt der Pfarrer und Seelenkenner bloß und erzählt weiter: „Ein paar andere junge Männer gesellten sich ihm zu, die auch so gut und fröhlich werden wollten wie er, und er nannte sie alle seine Brüder. O, Bub, wie haben die gebetet und gefastet, die armen Kranken gepflegt und allen, die Not leiden mußten, geholfen. Aber weil der heilige Franz doch alles hergeschenkt hat, was sein war, hatte er bald gar nichts mehr, und da hat er etwas tun müssen, was ihm wohl sehr schwer und sauer geworden ist, — betteln hat er geh'n müssen von Haus zu Haus und von Ort zu Ort. Die einen Leut haben gespottet und gelacht und gesagt, er sei ein Narr, die anderen haben ihm gegeben, und er hat es dann mit den Armen und seinen Brüdern geteilt. Das Allerminderste nur hat er für sich behalten, halt so viel, daß er nicht grad hat verhungern müssen. Oft und oft hat er in einer Höhle geschlafen mit einem harten Stein als Kopfkissen: weißt Franzl, er, der so gut war, hat immer nur büßen und sühnen wollen. Und das freute den lieben Gott so, daß er einmal selber zu ihm kommen ist und ihm seine heiligen Wundmale geschenkt hat. Das war etwas ganz Wunderbares, etwas, was wir gar nicht begreifen können, was der Heiland da getan hat; damit wollte er seinem ‚Bruder Franz' zeigen, wie lieb er ihn hatte. Zwei Jahr noch hat der heilige Franziskus gelebt in Schmerzen und in himmlischen Freuden, dann hat ihn der liebe Gott für immer in den Himmel auf genommen!"



Christi Liebe

Ein Zeitlein ist es ganz still zwischen den Beiden. Franzls Augen wandern in weite Fernen, als wollten sie sich bis hinunter nach Assisi verlaufen und dort den heiligen Franz suchen. Und dann sagt er mit einem tiefen Schnaufer: „Muß des steinerne Kopfkissen hart g'wes'n sein!"

„Hm-hm," bestätigt der Pfarrer.

„Hochwürden?"

„Ja?"

„I hätt ihn sei' schon gern kennt, mein' heiligen Namenspatron!"

„Geh!?"

„Ja, i wollt, i hätt seinerzeit g'lebt!"

„Ah na!"

„Ja, und so was gibt's jetzt nimmer!"

„Hm, da mußt du selber dann ein Heiliger werden, Franzl!"

„I—i—i?!"

„Ja!"

Wieder liegt ein tiefes Schweigen in der Luft.

Franzls Hand schlüpft in die seines Pfarrherrn. „Hochwürden, wissen's sonst noch was von mei'm heiligen Franziskus?"

„Wohl, wohl," sagt der Herr Pfarrer, „aber das spar ich mir auf und erzähl's euch in der Schul', — weißt, Bub, wenn Weihnachten kommt!"

Die Bubenfinger zappeln in der hochwürdigen Hand, und die Augen betteln: „Die andern versteh'n des vielleicht gar net a so, und überhaupts heiß doch i ganz allein Franz!"

„Du — du," droht der Hochwürdige, muß aber doch innerlich lachen über den kleinen Wicht. Und so läßt er sich erweichen und erzählt weiter:

„Einmal ist auch wieder Weihnacht geworden; das war dem heiligen Franz seine liebste Zeit. Da hat er nur immer an das süße, himmlische Wunder von Bethlehem, an das Christkind und seine heilige Mutter denken müssen. So sehnsüchtig hat er allzeit daran gedacht, daß es ihn vielleicht nicht einmal gewundert hätte, wenn die Jungfrau Maria mit ihrem göttlichen Kind gar selber zu ihm in seine Klause gekommen wär'. In dieser Weihnacht nun, von der ich red', hat er in seiner großen, himmlischen Lieb' draußen im Wald zu Greccio eine Krippe aufgestellt, hat seine Brüder geholt, die voll kindlicher Freude staunten und bewunderten, und dann haben sie zusammen unter Beten und Gloria-Singen eine wunderselige Weihnacht gefeiert. — Siehst, Franzerl, das war also die erste Krippe, und dein Namenspatron war es, der dies lieb-trauliche Werk zum ersten Mal



getan hat. Und die Menschen dort sind wie Kinder geworden in ihrer Freud' und habe es weiter erzählt, und so ist es gekommen, daß alle guten Christen an Weihnachten zur Erinnerung an Christkindleins Geburt sich eine Krippe aufbauen!"

„Von mei'm heiligen Franziskus kommt 's Kripperl her? O, jetzt hab ich ihn gleich noch viel lieber!" jubelt der Bub. Aber dann geht gleich ein ganzer Regenschauer über sein Gesicht. „Och, und wir hab'n kein Kripperl, bloß a Jesukinderl in ei'm goldnen Körberl drin. Und ich möcht doch soviel gern a richtig's Kripperl hab'n, so ganz echt, wie's auf Bethlehem Stall war. Aber d' Mutter hat g'sagt, ich krieget auch keine, bloß weil i — weil i im vorigen Jahr unserm Christbaumengerl aus Versehen den Kopf abbrochen hab'. Und jetzt meint d' Mutter, i tät's mit die Krippenfiguren auch so mach'n. Aber da täuscht sie sich, i gebet wohl acht, und wie!"

„Bist halt alleweil noch ein kleiner Wildling, Franzl. Aber wart's nur ab, wenn du einmal größer bist, kriegst sicher noch eine Krippe!" tröstet der Pfarrer. Und dann: „Ich wüßt aber doch was, wie du dem

Christkinderl und deinem Namenspatron eine recht große Freud' zu Weihnachten machen könntest!"

Der Franzl ist schon wieder voll Eifer. „Alles tu ich, Hochwürden Herr Pfarrer!"

„Nur ein bisserl langsam, Bub! Und jetzt merk auf: Wenn du in der Adventszeit, — ich sag dir's schon wenn sie da ist —, jeden Tag ein kleines Opfer bringst, so z. B. deinen Kaffee ohne Zucker trinkst oder dein Pausebrot trocken ißt und dafür dein Apferl einem anderen Kind schenkst, oder — und dabei schaut der Herr Pfarrer den Franzl spitzbübisch an — wenn dich irgend jemand recht frozzelt, z. B. der Lehrers Fritzl, und du dann nicht gleich ein überlaufendes Gifthaferl bist, sondern schön stad und freundlich weitergehst, auch wenn's dich doch so wurmt —, ja und für jedes solches Opfer legst dann einen Strohhalm beiseit, — schau nur, daß recht viel zusammenkommen — und die tust am Weihnachtsabend ins Kripperl 'nein. O, da wird sich 's Christkinderl freun'n, wenn's so ein warmes, weiches Betterl kriegt!"

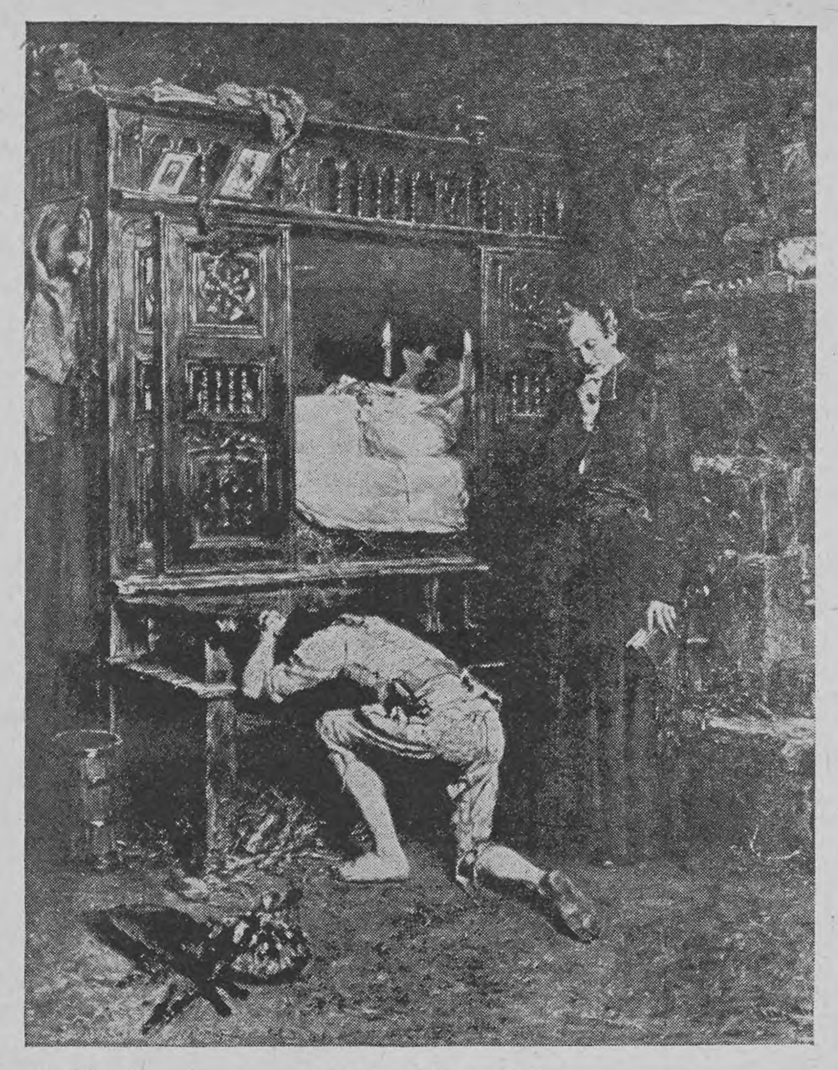
„Möcht wohl," sagt der Bub, „aber ich hab' ja doch kein Kripperl!"

„Weiß schon, aber ich will dir ja helfen. Am Heiligen Abend bringst deine Strohhalm' zu mir, dann gehn wir zwei miteinander über in die Kirche und legen's in unsere große, schöne Krippe hinein. Da werden aber Ochs und Esel schauen, wenn vom Bürgermeister-Franzl gleich soviel Stroh kommt!" scherzt der Pfarrer.

Franzl ist ganz benommen vor Glück. Es tut ihm nur leid, daß er jetzt nimmer mit dem Herrn Pfarrer weiterplauschen kann, denn der Hochwürdige muß nun seinen Krankenbesuch machen.

„Also grüß dich Gott, Franzerl, denk dran, was ich dir g'sagt hab!"

Man könnte es kaum glauben, daß der Franzl, der vor einer Stunde noch die lustigen Purzelbäume über die Bergwiese hinunter schlug, und der Franzl, der jetzt mit einem so stillen, sinnenden Gesichtlein langsam die Marktstraße entlang geht, ein und derselbe sei. Es ist aber auch gar zu viel, was da in seinem kleinen Bubenverstand durcheinandergeht: der heilige Franziskus, seine große Armut und die heiligen Wundmale,



H. Mosler **Der verlorene Sohn**

das steinerne Kopfkissen und das erste Kripperl, die kleinen Opfer und die warmen Strohhalme nud die wunderschöne, große Krippe in der Pfarrkirche, vor der er im vergangenen Jahr so voller Entzücken gestanden, daß er seine Nase dabei verkratzte, weil er sie zu nachdrücklich durchs Gitter steckte, um ja genug zu sehen.

Franzl muß furchtbar viel denken, soviel, daß er daheim die knusperigen Kartoffelnudeln ganz gleichgültig hinunterschluckt, die ihm seine Mutter doch eigens gebacken. Die fragt besorgt: „Bub, fehlt dir was? Bist krank?"

„O nein" sagt der Franzl, „ich bin g'sund!" und sinnt schon wieder weiter.

Der Vater fragt hinter seiner Zeitung: „Ist dir vielleicht dann was übers Leberl krochen?"

„Das erste Kripperl!" sagt in Gedanken versunken der Franzl.

Und da geschieht etwas, was ganz gegen seine kräftige Bubennatur geht; aber es hilft kein Wehren, er muß ins Bett und Fliedertee trinken. Und sonderbar, er könnt ja doch seiner Mutter sagen, was ihn so nachdenklich macht, und er wird's auch noch tun. Aber heut möcht er dies schöne Wissen noch für sich behalten, er weiß auch nicht warum.

*

Die geheimnisselige Adventszeit ist da. Franzl stapft am frühen Mor-

gen schon tapfer durch den Schnee zur Engelmesse, singt mit Begeisterung und Kraft in der Kirche und daheim: „Tauet Himmel den Gerechten!", trinkt seinen Kaffe ohne Zukker, schaut neidlos zu, wie die andern ihre oder gar seine Äpfel und Birnen „glustig" verzehren, ist manchmal so sanft wie ein Lamm, daß der Bürgermeisterin bange werden könnte, wenn sie nicht wüßte,, wie die Strohhalme in ihres Buben Kommodschublade sich zu einem netten Häuflein sammeln. Die Mutter weiß, was ihr Kleiner damit will.

Aber dem Franzl sind sie immer noch zu wenig. Und so sinnt er zwischen Schneeballwerfen und Eisrutschen, — denn der Franzl ist trotz aller heiligen Wünsche ein strammer, erdfester Bub —, wie er dem Christkind noch weitere Opfer bringen könnt' von wegen des warmen Bettleins. Da kommt ihm sein eigener Vater, wenn auch ohne Wissen und Willen, zu Hilfe. Der Herr Bürgermeister sagt eines Tages nach einer Gemeinderatssitzung sorgenvoll, daß die Umlagen immer geringer würden, die Not der Armen, der Kranken und Erwerbslosen aber immer größer, und meint: „Wir müssen halt alle zusammenhelfen und hergeben, soviel wir können, dann werden wir in Gottes Namen den Winter schon durchhalten!"

Franzl hört aufmerksam zu, und da steigt ihm ein Lichtlein auf, so strahlend hell, daß er seiner Mutter vor Begeisterung um den Hals fällt.

„Narrischer Bub", sagt die Bürgermeisterin und lacht ihn an.

O, wenn sie wüßte, was in dem Kopf ihres „narrischen Buben" vorgeht. Betteln wird er jetzt gehen genau wie der heilige Franz, betteln für den Jaköble und seine kranke Wittib-Steiner-Mutter, für den Austrägler Andreas, für den Schlossergehilfen Georg Huber, der fünf Kinder hat, aber keine Arbeit, dann für die alte Resi, dann — — o Gott, so viele Arme gab's im Ort. Franzl's mitleidiges Herzlein wird übervoll. Mochten die Leute sich nun auch wundern und ihn vielleicht gar auslachen, — dem Christkinderl, den Strohhalmen und seinen armen Freunden zulieb wird es schon gehen.

Nachmittag ist schulfrei, und das ist gut so. Da kann der Franzl heute



„Orbis Catholicus", Berlin **Das Gebet der Kleinen.**

noch seine Liebesgaben-Sammeltätigkeit beginnen. Erst aber muß er seine Aufgaben machen, denn der Herr Vater versteht da keinen Spaß. Doch auch das geht vorüber, und der Franzl rüstet sich. Zieht seine Fäustlinge an und die Mütze tief über die Ohren, denn es ist bitter kalt draußen. Und dann überlegt er, wie er sein Vorhaben der Mutter überzeugend beibringen könne. Da hört er von der guten Wohnstube her lebhafte, lustige Stimmen: die eine gehört seiner Mutter, die zweite der Frau Postassistent, die dritte der Frau Gemeindesekretär. Da will der Bub lieber nicht stören. Er nimmt ein Säcklein zu sich, macht ein Stoßseufzerlein zum lieben Gott um Hilfe, denkt sich ein Sprüchlein aus und wandert tapfer und froh seine Franziskuswege.

Gleich ins nächste Haus geht er hinein zur Frau Postvorstand Maier. Die fragt ihn freundlich, was er denn wolle?

Ja, wenn das Betteln nur nicht so schwer ging! Mit einem brennroten Kopf sagt er verlegen: „Im Namen vom Christkinderl und vom heiligen Franziskus schenkt's mir was für die kranke Steinerwittib, für'n Jaköble, für'n Andres, für'n . . ."

„Ha?" fragt die nüchterne Frau

Maier, „Franzl, dich hat's wohl?"

O nein, sagt der Franzl, es hätt' ihn nicht, aber so viel Not und so viel arme Leut' gäb's. Was kann sie da den zwingenden und bittenden Kinderaugen gegenüber anderes tun, als ihm eine ganze deutsche Reichsmark schenken?

„Vergelt's Gott!" jubelt der Bub und trottet ins Doktorhaus hinüber. Die Frau Vorständin schaut ihn neugierig an.

Der Herr Doktor hat einen Heidenspaß an dem Bettelbüblein und seinem Spruch.

„a geh' rein", sagt er und schiebt ihn in sein Sprechzimmer. „So, jetzt red!"

Und der Franzl erzählt von der kranken Steinerwittib, die sich keinen Arzt und keine Medizin leisten könne, von seinem Freund Jakoble, vom alten, zittrigen Andres, von der kirchenmausarmen Resi und vom arbeitslosen Georg Huber samt fünf Kindern. „Der heilige Franziskus wann halt noch leb'n tät, dann tät's wohl anders ausschauen!" schließt mit Begeisterung der Bub seinen Bericht. „Und 's Christkinderl hätt erst a Freud, wenn wir alle z'sammenhelf'n tät'n!"

Merkwürdig, wie die lustige Doktoraugen mit einmal feucht werden. „Gib her dein Sackerl!" Eine Flasche Samos kommt hinein, ein Flascherl Himbeersaft, ein Glas Honig, und ins Hosensackerl ein Zweimarkstück. Und zu guter letzt verspricht der Herr Doktor noch, am Abend einmal zur Steinerwittib hinüberzuschauen.

Ein stolzer Franzl wandert dem dritten Haus zu. Der Doktor sieht ihm aufmerksam nach.

Jedoch dieses dritte Haus hat seine Mucken, heißt das, die Frau Schullehrer. Sie kann den Bürgermeisterbuben nicht leiden. Kommt's daher, weil ihr Muttersöhnerl ihn nicht mag? Oder weil alle Leut' sagen, der Franzl sei ein besonders lieber und gescheiter Bub? Ja, er hat sich's wohl ein Zeiterl überlegt, ob er hineingehen soll. Aber der kleine Heiland ruft und der heilige Franziskus hätt's sicher auch getan, — drum also — —

„Im Namen vom Christkinderl und vom heiligen Franz schenkt's mir was für die Armen . . ."



Gustav Moreau **Barmherzigkeit**

Die Frau funkelt ihn mit ihren kalten Augen spöttisch an. „So, so!" Soweit sind wir schon, du scheinheiliger Lauser, du! Möchst das Geld dann wohl verschleck'n, was? A sauber Ehr für'n Herrn Bürgermeister!"

Des Kleinen Gesichtlein wird ganz blaß. Wortlos macht er kehrt, und sein Schutzengerl muß ihn schon recht fest an der Hand nehmen, damit er nicht schnurstracks heimläuft, sondern mutig seinen Weg der Liebe weitergeht. Ungut blickt ihm die Lehrersgattin nach, schlägt aber dann hastig hinter sich die Tür zu, denn ums Eck herum kommt ihr Ehemann.

Der sieht, wie dem Franzl ein Tränlein herunterkollert. „No, no, Büble, was hast denn?"

Stockend erzählt der Kleine von seiner Mission und seinem guten Willen.

„Und da warst auch in meinem Haus, gell?" fragt wissend der Herr Lehrer.

„Ja", antwortet leis der Bub.

„So, so" sagt der Schulmeister nur und dann kaum hörbar: „Wenn nur der meine auch so wär wie du!" Liebkosend streichelt er über Franzels Wuschelkopf. Dann steckt er ihm ein Dreimarkstück zu.

Franziskus der Kleine wandert fort von Haus zu Haus. Und der Lehrer verfolgt ihn mit sinnenden Augen.

Ein Trüpplein Kinder, das mit jedem Haus ein wenig größer wird, trottet hinter dem Franzl drein. Für sie ist es zumeist ja bloß „a Gaudi", daß der Bürgermeister Bub betteln geht. Nur ein Dirnlein, das vor Verlegenheit den Finger ins Mäulchen steckt, schaut ihn aus kreisrunden Augen mit ehrlicher Bewunderung an. Aber dies alles stört den Volksbeglücker Franzl nicht. Er ist so voll heiligem Eifer, und wie er so ziemlich den ganzen Marktflecken hinter sich hat und wieder umkehrt, ist sein großes Säcklein und sein Hosensäcklein voll. Und außerdem hat er vom Kohlengroßhändler Weiler einen Gutschein bekommen, lautend auf fünf Zentner Kohlen. In Erinnerung an sein verstorbenes Büblein, das jetzt grad so alt wäre wie der Franzl, hat der Herr Christoph Weiler dem Liebesgabenflehen des Bürgermeisterbuben nicht wiederstehen können.

Und so kommt denn unser Franzl stolz und reich wie ein kleiner König mitten durch die Marktstraße daher und zieht mit einem entlehnten Rodelschlitten die ganze erbettelte Herrlichkeit hinten nach. Abwechselnd steckt er dabei einmal die rechte und einmal die linke Hand in den Mund, weil's heut gar so kalt ist. Als ob sie ihn erwartet hätten, stehen nun auch

die erwachsenen Einwohner vor ihren Häusern oder an den Fenstern und begucken sich den „sonderbaren Heiligen". Der Kleine nickt fröhlich hierhin und dorthin, aber aufhalten läßt er sich nicht, er muß jetzt seine Schätze verteilen.

War das überall eine Freude! Die Steinerwittib wünscht den ganzen Himmel auf ihren kleinen Wohltäter herab. Das Jaköble ist voll stolzer Verwunderung für seinen Freund. Der Andres dreht sich herum und putzt sich mit seinem weiß-blau getüpfelten Sacktuch die Nase, und es kollern ein paar Tränen ins Tüchl hinein. Die alte Resi ist völlig sprachlos und meint, ein leibhaftiges Engerl hätt' ihr Kaffee und Zucker und Weißbrot und Butter beschert. Und die fünf Kinder vom Huber Georg schlagen der Reihe nach die schönsten Purzelbäume von wegen der fünf Zentner Kohlen.

In der Bürgermeisterei selbst ist es still. Einige weibliche Pharisäer hatten es für notwendig gehalten, in den verschiedensten Tonarten und unter den scheinheiligsten Ratschlägen von der neuen sonderbaren Guttat des Franzl zu berichten. Der Doktor, der zufällig von der Schnatterei hörte, fuhr mit einem heillosen Donnerwetter dazwischen. Nun wissen Herr und Frau Bürgermeister nicht, sollen sich über ihren Jungen des Leutgerede wegen ärgern oder sollen sie stolz und Gott dankbar sein, daß ihr Kleiner ein so liebes, mildtätiges Herzlein und dazu soviel Schneid hat. Wie gesagt, sie wissen es nicht, und darum schweigen beide, und darum ist es so still in der Bürgermeisterei.

„O, wie ist es kalt geworden . . ." So schmelzend kann nur der Franzel pfeifen, und wirklich, er kommt die Straße herüber mit dem fröhlichsten Gesichtlein der Welt.

„Grüß di' Gott, Mutterl, grüß Gott, Vater!" ruft er zur Haustür herein.

Nichts rührt sich. Der Vater steckt sich, wie bei solchen Anlässen immer, hinter die Zeitung, und die Mutter nimmt wortlos ihren überraschten Franzl an der Hand, führt ihn in sein Stübchen und legt ihn ins Bett. Dies Schweigen ist ihm unheimlich, doch er hat schon oft die Erfahrung gemacht, daß die großen Leute manchmal anders denken als die Kinder, und so wundert er sich nur. Von seiner tiefen, innigen Freud und von der Erinnerung an seine beschenkten Freunde kann es ihm nichts nehmen, und wer ein so reines Gewissen und ein so gutes Herzlein hat, und wer außerdem etwas tut im Namen des Christkindleins, fürchtet sich auch in der Ein- und Schweigsamkeit nicht. Er schlüpft schnell noch einmal aus seinem Nest, holt aus der einen Stubenecke ein Büschel Strohhalme und fängt an, sie nach Opfern auszusuchen. Für jedes Haus, in dem er gebettelt, einen Halm; für das Schulmeisterhaus, das heißt für die Schulmeisterin, zwei (er glaubt schon, daß er das darf); für die große Kälte einen ganz dicken und einen extra langen dafür, daß er sich das Verulken seiner Schul- und Spielkameraden so lammerfromm gefallen hat lassen. Voll Stolz breitet er dann sein Strohhäuflein auf der Bettdecke aus, und in dem glückseligen Gedanken an Christkinderl, Krippe und Namenspatron schläft er ein.

Mond und Sterne blinzeln schon zum Franzerl herein, da geht mit einem Mal die Tür auf, die Bürgermeisterin erscheint mit einem Licht, und hinter ihr der Herr Gemahl. Aufmerksam betrachten beide ihr schlafendes Büblein.

„Du," sagt leis der Vater, „schau nur des herzige G'sichterl an! Meinen könnt'st, er hätt' seine Strohhalm dem Jesukinderl gleich in Himmel nauftrag'n und dürfet jetzt mit ihm spiel'n!"

Der Mutter laufen die hellen Tränen übers runde Gesicht; sie macht über das Kinderbett ein Kreuzlein, nimmt den Eheherr an der Hand, und mit einem glücklichen und stolzen Elternlächeln schließen die zwei sachte, sachte die Türe hinter Franziskus dem Kleinen wieder zu.

Und draußen sagt die Mutter zwischen Lachen und Weinen: „Weißt was, Vater, ein Kripperl soll unser Bub kriegen am Heiligen Abend, — das allerschönst! Weil er gar so ein gutes Herzerl hat!"

Besser mit schmutzigen Händen seine Pflicht getan, als mit reinen Händen schwätzend im Salon gesessen.

R. von Mandelsloh

Ueber das Innere der Berge urteilen wir nicht, ohne es gesehen zu haben. Aber über das Innere der Menschen urteilen wir, ohne es jemals sehen zu können.

R. von Mandelsloh

Wenn der Pöbel aller Sorten tanzet um die goldnen Kälber,
Halte fest: du hast vom Leben doch am Ende nur dich selber.

Th. Storm

Hehle nimmer mit der Wahrheit, bringt sie Leid, nicht bringt sie Reue;
doch weil Wahrheit eine Perle, wirf sie auch nicht vor die Säue.

Th. Storm

Die Befreier der Menschen werden in der Tiefe geboren.

Raabe

Unsere Zeit hält viel auf Bücher. Manche von ihnen wollen Lebensbücher sein und möchten sogar das Evangelium ersetzen, aber — „Herr, zu wem sollen wir gehen? Du allein hast Worte des ewigen Lebens." (Joh., 6, 69).

Bihlmeyer

Die vergessene Liebe



„Wer will Dich noch, o Herr, Dich Liebe, die Du Dornen trägst und Wunden? Deine Herrlichkeit, die Du uns mit Deinem Blute erkauft, möchten wir schon gerne haben — wenn eben dieses Blut nicht wäre!

Es steht aber geschrieben: „Sind wir mit Christus verwachsen durch die Ähnlichkeit mit Seinem Tode, so werden wir es auch sein durch die Ähnlichkeit mit Seiner Auferstehung . . . Wenn wir mit Christus gestorben sind, so glauben wir, daß wir auch mit Ihm leben . . . Wer gestorben ist, ist der Sünde ledig." (Röm., 6)

„Wir wollen der Sünde nicht sterben. Das Kreuz der Selbstzucht und die Tugend des selbstlosen Opfersinnes sind uns verhaßt. Wir leben — nicht in Dir, o Herr, wir leben in der Welt, derentwegen Du gestorben, und diese Welt lebt in uns.

„Wir sind Dir nicht ähnlich in Deinem Sterben — wie wird einstens unser Erwachen sein? Gib uns das rechte Erkennen, gib uns die Furcht des Herrn, auf daß wir wieder zurückfinden zur tiefen Weisheit Deiner Liebe der Dornen.

„Herr, segne unsere Fastenzeit!"

K.

Alter Christlicher Haussegen

Gott des Drei-Einen Segen ruh' stets auf diesem Haus,
Auf allen, die drin wohnen, hier gehen ein und aus.
Des Heiligen Geistes Gnade reich auf sie alle fließ',
Und in dem Namen Jesu sich Heil und Kraft ergieß,
Daß Friede nur und Unschuld wohn' unter diesem Dach,
Daß Demut walt' im Glücke und Mut im Ungemach.
Fern bleibe dieser Schwelle Krieg, Feuer, Hungersnot,
Verleumdung, Haß und Schande, die Sünd und jäher Tod.
Maria, Christi Mutter, sei uns auch Mutter treu,
Steh uns in Freud und Leiden sowie im Tode bei.
Sankt Joseph, ihr Schutzengel und aller Heiligen Schar,
Seid Fürsprach und Beschützer uns heut' und immerdar,
Bis einst auch wir gelangen, wo ihr voll Jubel preist
In Ewigkeit den Vater, den Sohn und den Heil'gen Geist.
Amen.

Der Sohn des Bannerherrn

Episode aus dem Kappeler Krieg.

von Joseph Spillman S.J.

„Nein."

„Ist das dein letztes Wort?"

„Ja — aber hört, Vater —"

„Nenne mich nicht mehr Vater! Ich erkenne dich nicht mehr als meinen Sohn. Ein Verräter an seinem Lande und an seinem Glauben kann mein Sohn nicht sein. — Gehe mir aus den Augen! Verlasse Zug und sage es drüben Edlibachs Tochter, ich habe einen Verräter aus dir gemacht; sage ihr, über mein Grab hinweg seiest du ihr nachgelaufen. Gott, o Gott! Diese Schande werde ich nicht überleben!"

Überwältigt von seinem Schmerze, sank er auf den Stuhl nieder. Wolfgang erschrak; er meinte, seinem Vater sei ein Unfall zugestoßen, und wollte ihm helfen. Aber der Vater stieß ihn entrüstet von sich mit den Worten: „Verlasse mein Haus und komme mir nicht mehr unter die Augen!"

Der Jüngling wankte zur Tür hinaus. Auf der Schwelle begegnete er Hedwig. Aber es war ihm unmöglich, ihr zu antworten; krampfhaft drückte er ihr die Hand, riß sich los und stürzte hinaus in die dunkle Herbstnacht.

Hedwig wußte nicht, wie ihr geschah. Sie eilte in die Stube und fand dort den Vater in Tränen vor dem Kreuze. „Um des Himmels willen, was hat es gegeben?" rief sie mit zitternder Stimme.

„Komm, Hedwig, knie mit mir nieder; du hast keinen Bruder mehr, ich keinen Sohn mehr."

„Vater, Vater! Ihr stießt den Wankenden von Euch und treibt ihn mit Gewalt hinüber nach Zürich; was soll aus seiner Seele werden?"

„Er hat den Glauben verleugnet", sagte zitternd vor Aufregung der Bannerherr.

„Nein, das hat er nicht", rief das Mädchen, „dafür bürge ich! Nur seine politischen Anschauungen sind irregeleitet. Er darf nicht so nach Zürich hinüber, sonst freilich ist alles zu fürchten. Ruft ihn zurück!"

„Ich kann nicht; er weigert sich mit auszuziehen, und so würde ich genötigt sein, ihn als Fahnenflüchtigen zu behandeln."

„O lieber will ich ihn im Turme wissen als jetzt in Zürich; so bekommt er Zeit zur Besinnung, und eine Strafe hat er schon verdient", rief Hedwig entschlossen.

„Du hast recht, Mädchen", antwortete der Vater und eilte fort, dem Baarertore zu.

Dort rief er aus der Torstube einen der Stadtknechte und fragte ihn, ob sein Sohn hier durch sei. Es wurde verneint. Dann zog er den Wächter in den Schatten des Torweges und redete leise mit ihm. „Habt Ihr mich verstanden?" schloß er, „Ihr sollt jeder einen Kronentaler erhalten, wenn alles wohl und im geheimen ausgeführt wird."

„Soll alles nach Wunsch des gestrengen Herrn geschehen — aber wo sollen wir den jungen Herrn hinlegen?"

„Da hinauf", sagte Kolin, auf den Torturm zeigend, „in die Kammer unter dem Uhrwerke. Der alte Wunibald mag ihn verpflegen. — Es soll ihm nicht hart gehen; nur seine Freiheit muß er ein paar Tage entbehren."

Der Bannerherr ging, und der Wächter trat in die Torstube, um seinen Gesellen den Auftrag mitzuteilen.

Eine Viertelstunde später kam Wolfgang des Weges. Nachdem ihn sein Vater verstoßen hatte, war er wie betäubt durch einige Gassen geirrt. Auf einmal fand er sich, er wußte nicht wie, vor der Fischerstube. Es ging drinnen noch laut her, und er hörte bekannte Stimmen. Einen Augenblick kam ihm der verzeifelte Gedanke, die Gesellen zum offenen Aufruhr aufzufordern; aber er fühlte sofort das Wahnsinnige eines solchen Unterfangens. Was sollte er tun? Es wurde ihm klar: nur zwei Wege lagen ihm offen — entweder zurück zu den Füßen seines Vaters oder vorwärts, fort für immer. Die Leidenschaft entschied für letzteres.

„Meister Michel! schließt mir das Pförtchen auf", sagte Wolfgang, an die Torstube pochend.

„Seid Ihr es, Herr Kolin?" rief der Gerufene, „werde gleich kommen — jetzt seid flink zur Hand", sagte der Torwart dann zu den Gesellen.

Der Wächter kam mit dem Schlüsselbunde; aber wie er sich anschickte, die Querhölzer zurückzuschieben, fühlte sich der Jüngling plötzlich von sehnigen Armen umschlungen, und ein Tuch, auf den Mund gepreßt, benahm ihm Stimme und Atem. Der Wächter öffnete statt der Torpforte die Turmtür, und der Gefangene wurde die Wendeltreppe hinauf mehr getragen als gedrängt. In der Turmkammer nahm man ihm das Tuch von dem Munde,

„Wer hat euch das Recht gegeben, mich zu verhaften?" rief bebend vor Zorn der Jüngling.

„Ereifere sich der junge Herr nur nicht", war die Antwort, — sein gnädiger Herr Vater!"

5.

Die Flucht.

Am folgenden Morgen bot das kleine Zug einen kriegerischen Anblick. In aller Frühe holten die Geschützmeister die Feldschlangen, Beutestücke aus den Burgunderkriegen, aus dem Zeughause hervor und pflanzten sie auf ihren schwerfälligen, vierräderigen Wagen auf dem Platze unter den Linden auf. Die Munitionswagen fuhren zum Pulverturme, wo die mit Eisen wohlbeschlagenen Kasten vorsichtig mit Pulver gefüllt wurden, nicht ohne daß die Männer vorher einen frommen Spruch gebetet hätten. Von Patronen hatte man dazumal noch keinen Begriff; der Geschützmeister schöpfte mit einem Gefäße so viel, als ihm nötig schien, aus dem Kasten und goß es in das Geschützrohr; dann trieben die Knechte einen Pfropfen Werg nach, und zuletzt kam eine Anzahl faustgroßer Kieselsteine. Kugeln waren ebenfalls noch wenig im Gebrauche. Inzwischen wurden die Hackenbüchsen unter Aufsicht eines erfahrenen Schlossermeisters geprüft, gereinigt und geladen. Die Straßen füllten sich immer mehr mit Gewaffneten. Am späten Nachmittage rückte das Banner von Schwyz ein, rüstige, kraftvolle Gestalten aus den Bergen und dem Wilden Tale der Muota, und bald nachher landeten bei Fackelschein die Schiffe, welche die Männer von Unterwalden über den See getragen — hoch wehte das Schlüsselbanner. Tief in der Nacht kam das Banner von Luzern mit zahlreichem Kriegsvolke und Geschütz; fast zu gleicher Zeit zogen die Urner von der Oberwyler Seite her in das Städtchen ein.

Das war ein Drängen und Treiben auf den Straßen und Plätzen! Die Häuser konnten dem Kriegsvolke kein genügendes Unterkommen bieten; so lagerten große Scharen unter freiem Himmel. Hellflackernde Feuer warfen ihren roten Schein auf bunte Gruppen. Die Leute waren guter Dinge. Der Wein, der aus dem Rathauskeller in großen Krügen gereicht wurde, löste die Zungen; Spottlieder auf den nagelneuen Glauben ertönten, und mancher derbe Witz auf den Züricher Propheten wurde mit schallendem Gelächter aufgenommen.

Inzwischen hatten sich die Hauptleute und Ratsboten der katholischen Kantone auf dem Ratshaussaale versammelt. Daselbst wurde der Absagebrief an Zürich verfaßt und ausgefertigt. Während der Nacht noch trug ihn ein Bote nach der feindlichen Stadt. Der dortige Rat war nicht wenig betroffen; ein so rasches Handeln hatte man nicht erwartet, zumal alle Nachrichten seitens der Reformfreunde ausgeblieben war.

Unterdessen dämmerte der Morgen des 11. Weinmonats. In Zug riefen die Glocken von Sankt Oswald die frommen Krieger zur Feier der heiligen Messe. Das ehrwürdige Gotteshaus mit seinen hochgewölbten Schiffen war gedrängt voll von den kräftigen Männern, die, kühn und trutzig dem Feinde gegenüber, hier vor dem Herrn der Heerscharen in Demut auf den Knien lagen. Mit lauter Stimme beteten die Hauptleute den Rosenkranz vor, und die Scharen antworteten. Als das heilige Opfer zu Ende war, stiegen die Fehnenträger die Stufen zum Chore hiauf, und Pfarrer Weingärtner segnete die Banner ein. Dann richtete er ergreifende Worte an die Krieger. Oft seien sie für Freiheit und Vaterland in den Kampf gezogen, aber nie habe es ein so kostbares Gut gegolten wie heute. Handle es sich ja um den heiligen Glauben der Väter. Und er legte mit beredten Worten dar, wie die von Christus gestiftete Kirche als ein göttliches Werk nie untergehen könne. Nun sollten sie selbst urteilen, auf welcher Seite die wahre Kirche sei. Sie hätten alles bewahrt, was ihren Altvordern hehr und teuer gewesen: das hochheilige Sakrament des Altares, die Heiligkeit des Priesterstands, die Verehrung der Mutter Gottes und der lieben Heiligen, den Gehorsam gegen die Kirche und deren sichtbares Oberhaupt. Drüben aber habe man auf das Wort eines abtrünnigen, eidbrüchigen Priesters hin das alles mit Füßen getreten; man habe die Kirchen ausgeplündert, die heiligen Gefäße eingeschmolzen, die Asche der Heiligen in den Wind gestreut. Doch könne sich der neue Prophet wahrlich weder an Gelehrsamkeit noch an Heiligkeit mit den Tausenden der Väter und Lehrer der Kirche, mit den Päpsten, Bischöfen und Gottesgelehrten messen! Und nun wolle man ihnen mit Gewalt diese seine neue Lehre aufdrängen. „Eidgenossen", rief der Priester zum Schlusse, „eher Gut und Blut verlieren als das Unterpfand der Seligkeit, unsern alten, heiligen, katholischen Glauben!"

Wie das Brausen der See durchlief eine gewaltige Bewegung die kriegerische Gemeinde. Dann trat der Hauptmann Hans Golder aus Luzern, der Feldoberste der katholischen Kantone, vor und verlas die uralte Kriegsordnung. Darin hieß es: „Der Mann rüeck in seiner Ordnung an, bete zu Gott, und dann soll er die Augen auf- und die Hände hart zutun und wacker und mannlich einhauen. Will einer die Flucht ergreifen, so darf ihn sein Nachbar töten. Niemand beleidige das hilflose Alter oder Geschlecht, oder vergesse, die Kirchen und Priester zu ehren." Die Kriegsordnung wurde beschworen; dann zog das Heer mit klingendem Spiele und fliegenden Fahnen vor die Stadt, um unter Waffen der Rückkehr des Boten zu harren, welcher den Absagbrief nach Zürich getragen hatte.

Hedwig stand am Fenster und schaute auf die vorüberziehenden Scharen. Man sah es der Jungfrau an, daß der Schlaf die letzte zwei Nächte ihre Augen geflohen hatte und statt dessen manche heiße Träne über ihre Wangen geflossen war. Den Tag über hatte sie Arbeit in Fülle; das Haus war voll von vornehmen Gästen, Bekannten des Vaters von Feldzügen und Tagsatzungen her, und sie mußte die Wirtin machen, So zwang sie sich, vor den Fremden fröhlich und munter zu sein; aber es gelang ihr nur halb, und der Bannerherr Sonnenberg aus Luzern meinte, ob dem Fräulein vielleicht ein lieber Bräutigam mit in den Krieg ziehe? Das war es nun nicht; der Bruder, der droben im Baarerturme gefangen lag, schwebte der liebenden Schwester stets vor der Seele. Sie hatte ihm gestern durch den alten Wunibald ein kleines Brieflein zugeschickt, aber keine Antwort von Wolfgang erhalten. Es ahnte ihr, die Gefangennahme habe eine schlimme Wirkung auf den Bruder geübt.

So war es in der Tat. Wolfgang war die ersten Stunden seiner Gefangenschaft außer sich vor Zorn und Aufregung. Als dann der Sturm etwas ausgetobt hat-

te, zog ein anderes, peinliches Gefühl, das er bisher noch selten empfunden, in seine Brust ein — Furcht. Er dachte nämlich über die Ursache seiner Verhaftung nach; da kam ihm statt des wahren Grundes plötzlich in den Sinn: „Mein Vater hat im letzten Augenblicke noch von den Zusammenkünften in der Fischerstube gehört; meine heimlichen Gänge nach Zürich sind entdeckt, und der Verdacht des Vaterlandsverrates lastet auf mir." Die Phantasie des Jünglings griff diesen Gedanken auf und spann ihn in ängstigenden Bildern weiter. Er sah sich vor Gericht gestellt; er hörte in Anschuldigung des Ammannes Toß; er konnte nichts erwidern als Leugnen. Aber er wußte, was ihm nach dem strengen Gerichtsverfahren jener Zeit bevorstand — die Folter, und er erschauerte bis in das Mark seiner Gebeine.

Am nördlichen Endpunkte des Halbkreises, den die Mauern der Altstadt beschrieben, stand damals und steht noch heute am Seeufer ein finsterer, viereckiger Turm, im Volksmunde der Kaibenturm genannt. Dort waren in dunkeln Gewölben die Gefängnisse der todeswürdigen Verbrecher; dort befand sich auch die Folterkammer mit ihren jetzt noch Schauder erregenden Vorrichtungen. Dahin eilte die Phantasie des Gefangenen, und schon der Gedanke an die Möglichkeit trieb ihm den Angstschweiß auf die Stirne.

Umsonst suchte er Ruhe; der Schlummer floh seine Augen. Zu den ängstigenden Bildern seiner Phantasie gesellte sich das Ungewohnte seines Nachtquartiers. Die Turmuhr über ihm rasselte, das Räderwerk schnarrte, der schwere Pendel hackte seinen geräuschvollen Gang, und dann schnurrte wieder das Schlagwerk und fiel der Hammer und dröhnte die Stundenglocke.

Wie froh war Wolfgang, als der späte Herbstmorgen endlich anbrach! Es wurde lebendig drunten in den Gassen; der Gefangene setzte sich an das schmale Turmfensterchen und schaute hinab. Wie er nun die kriegerische Zurüstung sah, nahmen seine Gedanken eine andere Richtung. „Binnen weniger Tage", tröstete er sich, „müssen ja die Züricher kommen und mich befreien; dann wird mein Vater sehen, wer recht hat — ich, der ich den Frieden mit dem mächtigen Zürich wahren wollte, oder er, der durch sein trotziges Festhalten dieses Unglück über unser Land heraufbeschwor."

Der alte Wunibald kam und brachte Wolfgang Speise und Tarnk. Wie erschrak der Geselle, als er den Gefangenen erkannte, von dem ihm die Wächter berichtet hatten, seine Eintürmung müsse ganz geheim bleiben! Und sein Schrecken wurde noch größer, als er von Wolfgang die mutmaßliche Ursache der Verhaftung erfuhr.

„Es wird schon so sein", sagte der Alte, und die Knie zitterten im sichtlichen. „Da werde ich wohl auch in meinen alten Tagen vor das hochpeinliche Halsgericht gestellt werden."

Der Jüngling beruhigte den Turmwart; er hatte inzwischen seinen Plan gefaßt. „Mit etwas Mut und Klugheit", sagte er, „wird es wohl nicht so weit kommen. Ich wette zehn gegen eins, die Züricher siegen, und dann haben wir nichts zu fürchten. Sollten sie aber geschlagen werden, dann freilich möchte es das beste sein, wenn wir zwei Zug beizeiten Lebewohl sagten. Und das kann ja so schwer nicht sein, da unsere hochweisen Herren dir den Schlüssel des Turmes anvertrauten."

Von da an war Wolfgang guten Mutes. Am Abende erhielt er durch den alten Turmwart das Briefchen Hedwigs. Sie beschwor ihn, reumütig zum Vater zurückzukehren und mit ihm in den Kampf zu ziehen. „Es ist zu spät", sagte der Gefangene.

Am folgenden Tage riefen ihn die schrillen Töne der Querpfeifen und das Wirbeln der Trommeln an das Turmfenster. Das Heer zog kampfbereit die Neugasse herunter. Die wallenden Banner, die fliegenden Fähnlein, die im Sonnenschein schimmernden Rüstungen der Führer, das bunte Gemenge der in Schritt und Tritt nachdrängenden Scharen mit ihrer mannigfachen, seltsamen Bewaffnung — breite, mannshohe Schlachtschwerter, blanke Hellebarden, schwere Piken, lange Spieße, wuchtige Morgensterne starrten aus der Menge hervor — das alles war ein farbenreicher, kriegerischer Anblick. Die Geschütze auf vierräderigen Wagen und die Schar der Hackenschützen schlossen den Zug. Dann sah Wolfgang, wie ein staubbedeckter Bote von Baar her kam, wie er den Hauptleuten Meldung machte und wie alsbald der Befehl zum Aufbruch gegeben wurde. Das Heer zog ab; er hörte, wie unter ihm das Stadttor geschlossen und die Zugbrücke knarrend emporgezogen wurde.

Die Straßen des Städtchens, eben noch so belebt, schienen wie ausgestorben. Alle waffenfähige Mannschaft war fort; die Zurückgebliebenen, Greise, Frauen und Kinder, füllten entweder die Kirchen oder lagen in den Häusern auf den Knien, betend für das Leben eines Vaters, eines Bruders, eines Gatten und für den Sieg des heiligen Glaubens.

Eine bange Ruhe lagerte über der sonst so fröhlichen Ortschaft und stach seltsam ab gegen den hellen, sonnigen Herbstnachmittag. Die Berge schauten hehr und ruhig aus ihren blauen Höhen herab; der See lag friedlich wie ein klarer Spiegel in der Tiefe; Zugvögel steuerten hoch darüber hin dem wärmeren Süden zu, und die Sonne senkte sich langsam und farbenprächtig. Jetzt stieg sie hinter den westlichen Höhen hinab; kleine Wölkchen, welche sie mit Purpur und Gold überhauchte, zeigten die Stelle, wo sie verschwunden. Aber auch diese erbleichten, und nur die Gletscher des Berner Oberlandes, die Jungfrau, der Mönch, der Eiger und das Finsteraarhorn, von den Sonnenstrahlen noch erreicht, glühten und flammten wie flüssiges Metall.

Und dieselbe Sonne, welche die Abendwolken und die Firne der Hochalpen mit Purpur übergoß, sah Blut in Strömen fließen und leuchtete dem bittern Todeskampfe, in welchem manch junges Leben rang!

Die Nacht war gekommen. Man hatte in Zug noch keine Nachricht. Daß geschlagen wurde, wußte man: ein frischer Nordwind hatte das Dröhnen des Geschützes seit vier Uhr von der kaum zwei Stunden entfernten Grenze herübergeweht. Mit Einbruch der Dunkelheit war alles ruhig geworden. Da auf einmal hörte man die Glocken von Baar — war es Sieg oder Sturm? Eine Viertelstunde später kamen Reiter, und wie der Blitz verbreitete sich die Kunde: „Sieg! Sieg!" Da hob ein fröhliches Läuten an von allen Türmen, und Freudenschüsse erdröhnten, und Feuerzeichen auf den Bergen trugen am selben Abende noch die Siegeskunde in die Täler von Schwyz

und weit hinten in das Gebirge von Uri und Unterwalden.

Niemand kam diese Nachricht unerwarteter als Wolfgang. Sein langer Aufenthalt in Zürich hatte ihm eine hohe Meinung von der Macht der stolzen Stadt und Geringschätzung der kleinen Kantone eingeflößt; so konnte er dem alten Wunibald kaum Glauben schenken, als derselbe die Nachricht von der gänzlichen Niederlage der Züricher brachte. „Wie gesagt", wiederholte der Turmwart, „sie sind vollständig besiegt; alles Geschütz und viele Zunftfähnlein sind erobert; mit Not konnten sie das Hauptbanner retten.

„Dann müssen wir fort von hier", sagte der Gefangene.

„Lieber junger Herr", erwiderte der alte Turmwart, „ganz ehrlich ist der Handel nicht, den wir da vorhaben, und fast wollt' ich mich lieber vor das hochpeinliche Halsgericht stellen als zum Feinde überlaufen. Aber da es meinem Wolfgang ans Leben geht, bring' ich es nicht über mein Herz, nein zu sagen — Gott möge es mir verzeihen!"

„Du bist also bereit " fragte der Sohn des Bannerherrn.

„Je nun, ja. Ich werde den jungen Herrn nach Mitternacht holen."

„Und wo kommen wir aus dem Städtchen?"

„Jedenfalls durch kein Tor; sie sind alle scharf bewacht. Wir werden es wohl mit einem Kahne probieren müssen."

„Gut denn, nach Mitternacht", sagte der Jüngling, und der Alte ging.

Es war gegen zehn Uhr, als dieses Gespräch geführt wurde. Die Minuten schlichen dem Gefangenen wie Stunden dahin, bis die zur Flucht bezeichnete Zeit kam. Er trat an das Fenster und schaute in die Nacht hinaus. Vom Himmel her blickten die Sterne auf die traumselige Erde herab; das Städtchen lag in dunkeln Umrissen vor ihm. Da drüben sah er den Giebel seines elterlichen Hauses ragen. Wenn Hedwig ahnte, was er vorhatte? Er wandte sein Auge nach einer anderen Seite; dort oben lag Sankt Michael — dort schlummerte seine selige Mutter. „Wenn sie weiß, wie es ihrem Wolfgang geht?" Es wurde ihm weich um das Herz; eine Träne trat in sein Auge. So spricht die Gnade zum Menschenherzen; aber der Mensch ist nur zu geneigt, ihre Sprache zu überhören und sich den Einflüsterungen der Leidenschaft hinzugeben.

Die Gnade redete laut im Herzen des Jünglings, und beinahe hätte der gute Engel gesiegt. Aber da trat das Bild des strengen Vaters vor seine Seele, wie er ihn in flammendem Zorne von sich gestoßen. „Ich kann nicht zurück!" preßte der Unglückliche hervor. „Schwester, Mutter, verzeiht mir! Agnes wird mir euch ersetzen, und in Edlibachs Hause werde ich eine neue Heimat finden."

„Und dein Glaube?" fragte die Stimme seines Gewissens.

Da mahnte die Turmuhr an Mitternacht. Wolfgang fuhr zusammen. Er horchte — alles war still; nur drunten in der Torstube tönte noch der Lärm und das schallende Gelächter zechender Stadtknechte. Jetzt kamen leise Tritte die Treppe herauf; die Falltüre öffnete sich. „Seid Ihr bereit?" wurde gefragt.

„Ja, Wunibald. Wie kommen wir an der Torstube vorbei?"

„Habt keine Sorgen! Die Knechte haben sich alle ob des Sieges gütlich getan; sie werden uns keine Umstände machen."

Leise schlichen die beiden die Wendeltreppe hinab. Jetzt kamen sie bei der letzten Wendung der Torstube nahe; die Türe stand angelweit offen; helles Licht fiel auf den engen Gang, durch welchen die Fliehenden gehen mußten.

„Fatal", brummte der Alte; „müssen sie gerade die Türe geöffnet haben!"

„Der Schlüssel steckt ja im Schlosse", sagte Wolfgang, und mit einem Sprunge hatte er die Türe erreicht, schob die Riegel vor und rief: „Jetzt fort!"

Die Stadtknechte waren wie vom Blitze gerührt. Der eine stieß im Schreck den Mostkrug um, daß er klirrend auf den Boden stürzte. „Es hat sich einer gekündet", sagte er und bezeichnete sich zitternd mit dem Kreuze.

„Hm", sagte ein anderer, „ich glaube nicht, daß es eine arme Seele war; ich meine, 's ist oben einer ausgesprungen. Ich sah einen Kerl wie das Wetterleuchten die Treppe herunterstürmen."

„Ja, dann müssen wir ihm halt nach", schloß der dritte und machte eine Anstrengung, sich zu erheben; aber taumelnd fiel er auf die Bank zurück. „Das kommt davon, wenn man sich in Dienst und Amt fürs Vaterland die Beine so müde läuft, daß sie einen nicht mehr tragen!"

„Verwünscht — wir sind eingesperrt", schrie der erstere. „He, zu Hilfe! Zu Hilfe den Wächtern dieser frommen Stadt!" stimmte nun das würdige Kleeblatt an.

Inzwischen hatten die beiden Flüchtlinge glücklich die Schifflände erreicht, sprangen in einen Kahn und fuhren sachte an den Palisaden hin, welche die Stadt von der Seeseite schützten. Jetzt hatten sie den Durchgang erreicht; aber eine Kette sperrte ihn.

„Gut daß ich mich vorgesehen", brummte Wunibald. „Hier ist eine Feile. Treibt den Kahn hart an den Pfosten hin — so; da, die Öse muß durch."

Der Jüngling setzte an und arbeitete hastig.

Sie packt gut; ein paar Minuten, und alles ist in Ordnung", sagte er.

Aber die Feile gab einen schrillen Ton durch die ruhige Nacht hin. Der alte Turmwart erschrak und horchte ängstlich, ob das Geräusch sie nicht verrate. Da schien es ihm als höre er Schritte.

„Um Gottes willen macht leise! Man kommt über den Platz gelaufen; weiß der Kuckuck, man hat uns auf dem Schänzchen bemerkt; der Wächter stößt ins Horn —"

Da sprang die Kette klirrend entzwei.

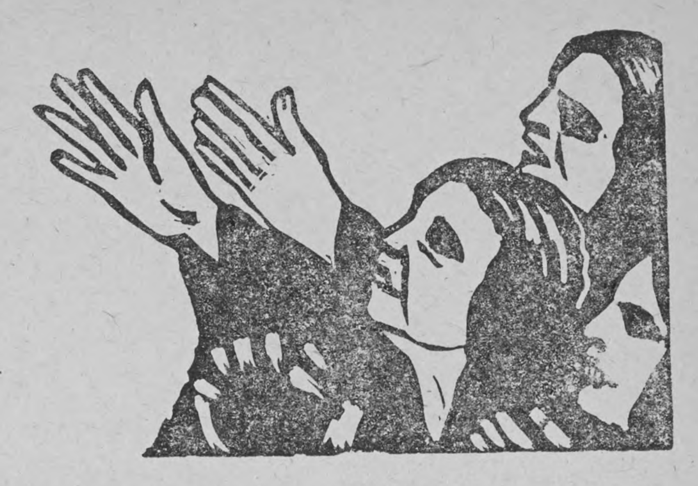
„Sie sollen uns einholen, wenn sie können!" rief Wolfgang, und von wuchtigen Ruderschlägen getrieben, schoß der leichte Kahn über die dunkle Wasserfläche hin und landete bald bei der Sägemühle an der Mündung des Aabaches.

6.

Das Opfer der Schwester.

Als Hedwig des anderen Morgens nach Unserer

Brot!



Folgende Gaben sind im Laufe des vergangenen Monats für Deutschlandshilfe bei uns eingelaufen:

Januar	$2071.82
Ein Freund, Morinville, Alta.	20.00
Valentine Kambeitz, Sedley, Sask.	20.00
Ein Freund, Raymore, Sask.	50.00
Michael Stang, Cosine, Sask.	25.00
Richard Eberhard, Leipzig, Sask.	10.00
Mrs. M. Weckel, Regina, Sask	10.00
A. Zettler, Walkerton, Ont.	2.00
Mathias Hellman, Burstall, Sask.	10.00
Frank Roesch, Saskatoon, Sask.	20.00
Mrs. Mary Stang, Primate, Sask.	1.40
Eine Leserin, Raymore, Sask.	2.00
F. F. Buechler,	8.00
Ein Freund, Goodsoil, Sask.	5.00
Mrs. Christ Schaefer, Holdfast, Sask.	3.00
Mrs. John Rist, Kendal, Sask.	3.57
Mrs. Mary Neigel Sr., Archwill, Sask.	5.00
Geo. Schurman, Denzil, Sask.	5.00
C. Ulsifer, Leipzig, Sask.	1.00
Mrs. Magd. Arnold, Edmonton, Alta.	3.00
Mrs. John P. Brost, Macklin, Sask.	5.00
J. J. Brost, Macklin, Sask.	1.00
John H. Holitzki, Killaley, Sask.	20.00
C.W.L., Macklin, Sask.	26.00
R. E. Schaechtel, Denzil, Sask.	10.00
	$2337.79

Lieben Frauen Kapellen in der Altstadt zur heiligen Messe ging, hörte sie von einer Nachbarin, es sei letzte Nacht am Baarertor etwas Schreckliches vorgefallen. Die drei Wächter seien, man wisse gar nicht wie, in der Torstube eingeschlossen worden; die Türe sei verhext, man habe sie wenigstens bis jetzt nicht öffnen können, und was das greuliche sei — das dürfe man aber nicht laut sagen —, der alte Wunibald sei spurlos verschwunden. Man meine, der Leibhaftige habe den Turmwart mit Haut und Haaren geholt; es gehe auch schon lange das Gerede, der Alte habe einen Pakt mit dem Bösen gehabt und sei hieb- und stichfest. Man habe zwar auch behauptet, es sei ein Gefangener entsprungen; aber es habe ja seit Jahr und Tag keiner in dem Baarerturm gesessen.

Hedwig wurde leichenblaß bei dieser Nachricht. Die Nachbarin schrieb es ihrem Berichte über das rätselhafte Verschwinden Wunibalds zu; aber der Gedanke, daß der Bruder zum Feinde übergegangen sei, machte sie erbleichen.

Das Städtchen Zug war dazumal voller Siegesjubel. Man erzählte sich die Einzelheiten des Kampfes, wie der Pfarrer Weingärtner, vormals Konventherr von Kappel und daher der Gegend wohl kundig, die Katholischen durch einen Wald dem feindlichen Lager in die Flanke führte, wie dann tapfer und männlich gestritten worden, und wie Zwingli, der Urheber des ganzen Krieges, gefallen sei und seinen Lohn empfangen habe. Auch des Bannerherrn Kolin und seiner Tapferkeit wurde dabei mit vielem Lobe gedacht.

Als die drei Tage vorüber waren, während welcher das siegreiche Heer nach alter Schweizer Sitte auf der Walstatt verweilte, kam der Bannerherr nach Zug, um seinem Sohne Verzeihung anzubieten, wenn er jetzt wenigstens sich auf die Seite seines Landes stellen wolle. Wer schildert seinen Schmerz und seine Entrüstung, als ihm Hedwig unter Tränen die Flucht des Bruders berichtete! In seiner Bitterkeit setzte er sich hin und schrieb seinen letzten Willen, in dem er seinen Sohn feierlich enterbte.

Kurze Zeit darauf waffnete er sich wieder; Hedwig mußte ihm den Panzer festschnallen. Als der Bannerherr in voller Rüstung dastand, sagte er: „Ich muß jetzt für zwei kämpfen, da sich mein Sohn weigert, für unser heiliges Recht einzustehen. Vielleicht ist es mir noch vergönnt mit meinem Blute den Schandfleck wegzuwaschen, womit Wolfgang meinen ehrlichen Namen entehrt hat." Damit ritt er fort.

(Fortsetzung folgt)

MARIENBOTE

★ ★ ★ *The Catholic Family Monthly* ★ ★ ★

THERE IS A SOLUTION

By PAUL McGUIRE

There IS a solution to the modern dilema. It strangly is in the hands, heart and mind and will of every Christian. The immediate problem is to make enough Christians understand this, understand their nature as Christians, understand the sort of beings they are, the sort of energies they possess.

The Christian is a member of the Mystical Body of Christ. He shares its life. He shares its energies. He shares its functions in the world and its responsibilities.

The Body is by nature apostolic. That is, its nature is to grow in the world, to extend the teachings of Christ. The Christian is thus apostolic also, sharing the nature of the Body as the branches share the nature of the Vine.

THE BUSINESS OF THE CHURCH is to convert the world. Thus the business of the Christian is to convert the world. The world for each one is the range of his personal associations and influence: the people he knows. That range is the range of his apostolate. It is there that he can really do something to solve the problems of our time and of all times. It is there that the reformation of the world, the restoration of all things in Christ can be begun. It can be done where we are. It can be done in all the innumerable little worlds entered or occupied by Christ through the life of His local members. This is the terrifying responsibility of the Christian that Christ depends upon him to complete the work for which Christ lived and died. The Christian can stop the work of redemption or he can continue the immediate mission of his Lord. He must do one or the other. There is no neutral position. He is either with his God or against Him. To be passive is to be against Christ. For Christ depends upon the Christians to continue His task. The Christian Body is essentially dynamic. Passivity in its members is a denial of their nature; and a refusal of graces specifically given for the apostolic task.

WE GET THE WORLD WE EARN. We can be done with war, with much evil which besets us; though each individual and each generation must meet again the consequences of original sin: the darkened understanding, the weakened will. Don't we pray dayly (and Christ did not mock us when He made the prayer): "Thy Kingdom come, Thy will be done on earth as it is in Heaven." The City of God is not a hopeless dream. The City of God can be created by each one, first in himself and then amongst his neighbors. If enough are true citizens of the City, it appears.

The difficulty of course is that while most of us are ardent to reform our neighbors few are eager to tackle themselves; that one

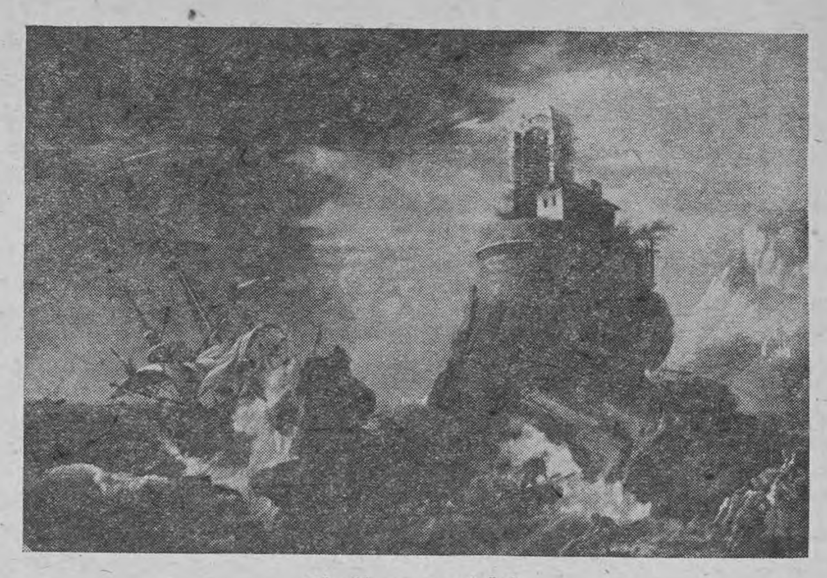
Vol. XV. February, 1947. No. 5

CONTENTS

The Marienbote is edited and published monthly with episcopal approbation by the Oblate Fathers of St. Mary's Province at the Marian Press, 922-24 Victoria Avenue, Regina, Sask. Subscription: $2.00 a year.

part of the world which we really can make sure for Christ. Yet quite obviously there is no other sort of reform worth anything. The institutions of men and their societies express the social values and actions of the men who compose or create them. The good society grows from the good in men: the evils of society grow from the evil in men. This is the first necessary step towards understanding the trouble of our times.

The last century has brought the most startling and far-reaching changes in the social and economic history of man. From them have flowed vast consequences for his spiritual and moral life. The pattern of social life which has developed slowly through the Christian Eras of the West is now dissolved. Few men have the energy of mind, and will to understand these changes. Most prefer to walk among the ruins in the blindness of old mental habits. But somehow enough Christians must be roused.



Shall we perish?

THE SITUATION OF THE CHRISTIAN NOW has only one parallel: the first years of the Church when few men ran with its good tidings to the world. The early Christians knew what Christians through comfortable Christian centuries largely forgot: that the Church is essentially apostolic. When Christian beliefs and values prevailed the work of priest and parish was largely to conserve them. The apostolic life of the Church came to be thought of as a remote activity in mission-fields to parti-colored pagans. But now the pagans are of our own color and a swirling sea about us. The mission-field today begins at the church doors. In each once-Christian neighborhood are tasks and adventures unknown to the conservation which has lost the advancing world; but which would seem familiar to St. Paul and St. Francis Xavier.

Let's look at the facts . . . . while beating our breasts. Christianity was once the CENTRE OF GRAVITY of our civilization. Today it is a PERIPHERAL activity. At work, in leisure, in its social, sexual, intellectual interests, the mass of the modern community is almost untouched by Christian values. Christianity is external to the mass, remote, ineffective, unrealized. The Church still has great institutions and massive organizations. They represent partly an inheritance from the past and partly the energies of a minority of a minority. If they obscure our view and understanding of our racial problem now, we should be better without them.

THE PROBLEM IS TO RENEW THE APOSTOLIC SPIRIT. The Church must re-penetrate the mass from which she has been ejected. The mass will not come to her. She must go to the mass as Paul went and Xavier and Assisi.

This is the necessity which has produced the Jocists, the Jicists, and the Missionaries of Paris, priests who work in factories and live in lodging houses. They rely on none of the familiar machinery of parish organization. Their parishes are dead or unborn. They reject the snug security in which western societies still (but for how long?) invest the cleric: the dangerous security which too often shuts him off from real knowledge of the forces working in obscure depths of the masses to whom he is an alien. That knowledge has to be won in shops, offices and factories, at the coal-face and in the washrooms.

Therefore the Pope has called for a lay apostolate to serve at the coal-face, in the factories, in the washrooms, bars, theatres, newspaper offices, k i t c h e n s, camps, colleges, in the stews and middens of the world. The actual apostolate must be at most points the job of laymen. It must express itself much less in words than in life lived out. The seed must be planted again within the strange heaving mass of humanity which has succeeded the ancient societies of Christendom. The Christian community must be reborn and regrown within the mass. Desocialized, the mass is straining towards some shape, some order. It must and will find organization, good or evil. Its struggle towards coherence is part of the agony of these times. It accounts for our obsession with politics, with Statism, with Nazism, Fas-

cism, Communism. For Christians the task is to bring to the struggling mass the Christian spirit which informing it may restore it in Christian order.

WE HAVE MUCH DEAD TIMBER in the methods of organization and habits of mind: especially in the habit which regards our chief task as to conserve. The Church is a dynamic not a static institution. It is constantly losing ground or gaining. It cannot be frozen in set forms. There are essentials of its life which the Pope groups under the phrase "the traditional rules of the Church's public law." But beyond these there must now be innovation, invention, enterprise. The talent must be traded and never buried in safe little holes. It must be traded in the human world about us, in the milieu. No Christian can escape the responsibility for this commerce with his generation. There can be no retreat from it, no ivory tower. We have each of us only our own times in which to save our souls and they are saved in the life of the Church: which is apostolic.

Those who go to the higher life of prayer and contemplation still have this corporate function. They praise and pray for their generation. Those who stay in the world pray too but they also have the task of renewing in the world the Christian community.

They renew it by growth. The Christian should never fall into the delusion of the mechanists. We may create practical machinery for specific purposes. A United Nations Organization has many uses. But it will not solve the deeper problems of mankind. It may curb the drug traffic, even perhaps one day provide a police force for the world. But it cannot cure the pain in the heart of mankind, the misery, the doubts, the fears, the hatreds which grow from the negation in him of the good. Only Christ can heal and restore and renew the true life of man. But Christ bends himself to man. He works for men through men. Men are His instruments of salvation for men. This is what it is to be a Christian: to be a member one with Christ, persistent in His mission.

The restoration of this sense and its expression through us in and to the world is the answer and the only answer to the world's agony and shame. There is a solution . . . and it is IN US.

Tempting Santa Claus

By ETHEL KING

(concluded)

"Here's something out of the ordinary, sir," the dwarf whispered, throwing Fred a quick, dark look, "Animal candies. Now these would sell very high, very high—if they were perfect. The trouble is there was a slight accident. The load was dropped. Some of the pieces are a little chipped, nothing more. Taste, one. I can let you have this quality, everything, A number batch for fifty dollars. And I'll have 'em packed in Santa Claus boxes for you. What about it, sir?"

"You say they're perfectly all right?" Fred asked anxiously as he reached out for a little red animal on top. It looked as though it might be cinnamon flavored. But before he could pick the candy up, the old fellow slid the cover on and answered, "I tell you these sweets are in a class by themselves. Here and there you may find one a mite crushed, and consequently I can't demand the full price. You'll take them, sir?"

"All right," Fred agreed, laying down the unclean money.

The following days went by in a kind of fog to him. But it was easier at the bank than he had believed. He had held out the deposit slip. Later on he would work that in, get it all fixed up. Nobody'd ever suspect him! Thirty years in the bank without a stain! Of course it was simply imagination on his part to suppose people were avoiding him lately. They were busy with the holiday season, that's all! The only thing that really troubled him was the money he still had left of the wad. It was so bulky and heavy. He'd spent a good bit of it but somehow that grisly role never seemed to grow less—all small bills. He never dared leave it around. He had to carry it with him continually. How it bored into his side! He was keeping it for a possible contingency. Some time when he had courage he'd count how much remained. It seemed so uncommonly huge for the sixty or seventy dollars there ought to be there now. At night he had to keep it under his head. Frightfully uncomfortable. He couldn't sleep well for the ugly lump it made beneath his pillow. . . .

At last the big day arrived. Soon after four o'clock that Christmas afternoon he brought Mom and Sis over to the Orphanage. Too bad Mom couldn't have worn her new coat but it was miles too big for her. First time he'd ever bought women's clothes and he'd forgotten the size. Never mind, he'd change it after Christmas. And the fine

set of pink and gold china dishes he'd ordered for Sis never arrived. Well, those little delays and vexations always occur with the holiday rush. That could be mended later. Mom on one arm, Sis on the other, he breezed into the Home's reception room festive with its Christmas tree and holly greens —and then he was taken somewhat aback. No one was there but the children and a handful of the nuns.

"We the first, Sister?" he asked in surprise.

Sister Catherine, the tall motherly nun in charge, seemed a trifle on edge. "Well, the folks are a little late, aren't they? Oh, but they'll be along soon, I'm sure."

Fred looked around. "Where's Doc Grosvenor? Isn't he here?" Doctor Grosvenor was the physician who looked after the orphans.

"His own baby's not well. He just went over to his home to see her. But he'll try to get in before we're all through," Sister Catherine explained ending with a forced smile.

The children, spick and span and dressed up for the occasion, sat in their small chairs their excited eyes fastened on the Christmas tree that was as gay as the nuns could make it with colored paper cutouts and cotton wool snowflakes and strings and pink and white popcorn. The nuns gathered around Fred and Mom and Sis and talked about everything under the sun. The minutes ticked off on the round clock with its holly wreath up on the white painted wall and no one came in, not even the committee, and the children began to grow restless. Gradually panic seized Fred. Were the townsfolks staying away because of him? Had anyone heard anything? Found out anything?



Winter's snowy blanket.

Now the black veiled nuns had their heads together, and finally Sister Catherine announced, "It . . . it's getting late. We might as well have the entertainment."

The tiny performers were brought out and put through their well-rehearsed stunts—a duet, a lisping recitation, another song . . . Fred applauded each number as hard as he could. Mom and Sis bravely clapped the first few but then subsided into a drowsy silence. They looked tired. The whole affair was dragging dismally. Sister Catherine stepped up. It was evident things weren't going at all as she had planned.

"I think you'd better give out the presents now, Mr. Stevenson. It'll be supper time soon. It doesn't do for the children to have irregular hours—even on a holiday," she said authoritatively.

Fred jumped up with relief. This was what he'd been waiting for. In the dressing room he removed his outer things and

ON "DOING GOOD"

"We hope that those who come to us, as well as those who read the paper (of the Catholic Worker Movement of America), will be led to examine their consciences on their work—whether or not it contributes to the evil of the world, to wars—and then to have the courage and resolution to embrace voluntary poverty and give up their jobs, lower their standard of living and raise their standard of thinking and loving."

Dorothy Day.

put on the red breeches, white furred coat and the black boots and the head-dress. Then he picked up his gray trousers from the chair where he had hung them and took out the filthy bills that he always had to carry with him. He started when he saw the size of the roll. Why, it seemed to have swelled. His practised fingers went through them in a swift, nervous count. Four hundred dollars! This was uncanny! There were only four hundred to start with and he'd spent considerable, and now, there was still four hundred here! He shook with a cold ague . . . He must stop it! He must control himself! Just some mistake somewhere, that was all. But there were no pockets in tnat Santa Claus outfit. Where could he keep the money? Then he saw a piece of string on the floor. He wrapped the bills up in his clean white handkerchief, tied this with the string and hung it about his neck under his red blouse. He knew the candy boxes were already arranged about the tree in the room where the children were but the toys were out here in the big box. He opened this up and carefully so as not to break them packed them in his bag. Then with a jingle of bells and a loud, "Merry Christmas!" he burst into the reception room.

The children ran to meet him with squeels of delight. He gathered them all over about the Christmas tree, joking and jibing them. First he would distribute the candy. "Let's see. . . . Who's been a good boy around here?"

"Me!" "Me!" "Me!" piped up little boys' voices.

"All right. Here goes!" Box after box of candy tossed here and there. "Now, who's been a very good girl?"

"Me!" "Me!" "Me!" tiny feminine voices shrilled forth.

More candy showered to the four corners. Twitters and buzzes and whoops of joy as the children fell upon the midget packages and tore them open and crammed the goodies into their mouths. This was great! Fred was in his element now, all his worries and fears forgotten. The nuns had perked up with the fun. Mom and Sis were leaning forward in their chairs, enjoying the happy scene. "Now, let's see what's in my pack. . . . Step up, children, there's something for each of you. Here, Little Boy Blue, come along, here's a little gun for you. And you, Curly Locks, here's a fine jack-in-the-box! Come up! Come along!" Out he popped the brilliant toys one after the other. How the youngstres scrambled for them! The mirth was bubbling up to hilarity!

Then a sharp painful cry from one of the children.

"Oh, yes, of course," Sister Catherine waved her hand, "Somebody always has to get a stomach ache. You take her out, Sister Anastasia."

A nun bore out a small doubled-up creature in a white dress. Then there was a shriek from a boy near the tree. His toy pistol had exploded and his hand was dripping blood. Before Fred could do anything for him another nun with soothing words quickly trotted the boy away. At that moment a baloon one of the girls held burst in her face. The screaming, blinded children ran madly about. Fred and the nuns tried to reach her and he stumbled over another child writhing on the floor, spitting the candy from her mouth. He stooped down in horror to take her up but she crawled away from him too agonized to let anyone touch her. There was another child stretching horribly over in the corner. The shocking truth broke on him—the candy was poisoned! That diabolical dealer had known it, made him take it because he had offered stolen money! The nuns, blanched, hurried to the victims

CORE OF DEMOCRATIC CONCEPT

Genuine democracy rests on the following basic realities:

I. Recognition of the dignity, liberty, intrinsic worth, sanctity, and rights of every human person.

II. Recognition of the fundamental equality of all men, no matter what the race, nation, education, age, color, or sex.

III. Recognition of the personal, economic and political freedom of all people. All men under the guidance of moral law should enjoy the liberty of the sons of God.

IV. Recognition of the social character of man, and of the family as the basic social cell of all societies.

V. Recognition of the responsibility of all to cooperate freely and mutually for the common good of every class, social group, nation and people as well as for the universal human society to embrace the higher well-being and perfection of all men everywhere.

to do what they could.

"We must have a doctor! Please telephone!" Sister Catherine begged as she fanned a sick child with a hymn book.

"Yes, yes, I'll go! I'll telephone!" Fred sobbed. But now the hideous toys were getting in their destruction. Miniature weapons of war, that's what they were! Exploding with sickening gases, fire leaping out, wounding, cutting, tearing! God, that vile man had sold him these Satan playthings in exchange for his foul money!

The children were in a terrified stampede, the nuns waving them back, clutching at them, doing their best to get some order. As Fred pushed his way toward the closed doors he cried out desperately, "Be quiet children! There's nothing wrong! Nothing wrong!" And now some grim toy went off with a whizzing flash, and the Christmas tree was on fire! Fred turned back. He must beat that out! This house was nothing but an old tinder box! The weaving mass of children fanned the flames over to one side of the room. Fred saw Mom and Sis struggling out of their chairs, Mom so bad with rheumatism and Sis lame!

The room swam before him. The harsh sulphuric smell in the air caught at his throat. The cries of the children, the voices of the nuns praying, imploring their small charges not to be afraid, the fiendish rocketing of toys as they ignited, the roar of the flames spreading along the varnished wood-work of the windows, all these harrowing sounds poured into his ear and maddened him. What was the matter? Why couldn't they open the doors? Did nobody hear their frantic shouts? Where were all the helpers in the house?

The nuns usually calm and efficient reeled about in the brimestone-poisoned atmosphere, feebly grasping the crazed children. Fred struggled forward. Some weight held him back. What was it, pressing down on his chest? He must get out and find aid. . . . The flames crept down the painted walls. . . The lights were growing dim. . . dim. . . . Now they went out! Choking dark lit only by that lurid comet of fire that sped on and on to the groans and moans of the trapped children and nuns! Mom and Sis, where were they?



Saskatchewan

Fred crawled along the ground. He must find his way out and get help! Something was dragging him back! Now, he knew what it was—the money! He tore at the cotton coat, vainly attempted to pluck off the load that lay on his chest. The money clung to his hands. It was lead and tar and pitch! He couldn't get rid of it! He couldn't! God! He hadn't only robbed the bank, not only robbed that slimy fruit dealer, no, he was robbing these poor orphans and these good nuns of their very lives! He was killing Mom and Sis! He was taking his own life! And there'd be nothing left behind him but a ruined reputation! The defalcation would be found out after he was gone. The newspapers would be full of it—trusted employee for thirty years robs bank! All his blameless, innocent life would go for nothing. He would be accused of every crime. People would believe anything of him then, swear he must have lived high, been mixed up with gay women. . . . With all the money he had handled so faithfully all these years, now for four hundred dollars he had brought down this destruction! He must get out and bring help to these poor dying children! He beat the floor under him, tore at the money that prisoned him down, lifted his voice in a shriek that rose above the hell that surrounded him. . .

There was a loud clatter near him. He jerked his head up. A young woman was beside him rattling a tray. "Are you through?" she asked peevishly.

He gasped as he looked around, "Yes, yes, I'm through." He was still in the cafeteria. People were coming in. Someone wanted his place. . . . Then, then, it was only a terrible dream! He had been here all the time. His hand dived into his pocket. No, of course the money wasn't there! He'd never stolen it, never! He rushed out of the restaurant in wild relief. What a nightmare! It was then he rediscovered his toothache, a little

better now, thank goodness.

He was still trembling when he entered the bank. As he passed by Sealcourt and Merridale, two of the junior officers, conversing together, they greeted him in a friendly, even a respectful manner. Fred sighed with deep thankfulness. After he put on his office coat and got into his cage again and began attending to the people who drew up to his window, his nerves quieted down, although the horror of his dream still over-shadowed him. He thought, he hoped it always would.

Gradually he settled down into the work-day routine. Surely almost indifferently, but with the accuracy that had behind it thirty years close training, he counted out various amounts. There was even room in his consciousness for private concerns. As his tongue cautiously tested the sore gum, he was thinking that he would give Mom a prayer-book for Christmas and Sis a bottle of perfume. They'd be pleased with anything from him. And as soon as he got a chance he'd see about the Orphans presents. He'd go to the old reliable dealers, to be sure. He'd explain to them just how he was situated. No use in being too high and mighty. They'd let him make those convenient payments. They knew he was responsible with his job at the bank and all that. The prospect of lunchless days seemed less appalling now. Maybe he'd speak to Mom and Sis about giving him more substantial fodder for breakfast and dinner. They were always eager to do what he wanted.

As the hours went by and as the people came up, halted at his wondow, and moved on with their financial wants satisfied, Fred became himself again. He might have been one of the salesclerks at the next corner department store measuring off yards of silk. The cash that passed through his hands was not tempting money to him now, it was merely a commodity, merchandise, that's all.

It is getting milder.

"How to reconvert a post-Christian western world to Catholicism? This seems to be the most important question in the Church, to which all other problems are related. Where is the mission territory so distant as not to be subject to influences arising in Europe and America? Our political quarrels, our wars, our radios, our denatured food, our second rate movies, our pornographic magazines, the split in Christendom which is the Protestant heresy, our immodest dress, our culture, such as it is; all reach to the far corners of the world. How can we hope that orientals or African Negroes will carry on if we fail? We are obviously bent on dragging the whole world with us to destruction. Whether we like it or not, we have to attack the very difficult problem of self-reform, for it seems that in us circumstances have placed the present hope of the world."

—Peter Michaels

"CONVERSION"

—By Knute Rockne.

I used to be deeply impressed by the sight of my players receiving Communion every morning, and finally I made it a point to go to Mass with them on the morning of a game. I realized that it appeared more or less incongruous, when we arrived in town for a game, for the general public to see my boys rush off to church as soon as they got off the train, while their coach rode on to the hotel and relaxed. So, for the sake of appearances, if for nothing else, I determined to go to church with the boys on the morning of a game.

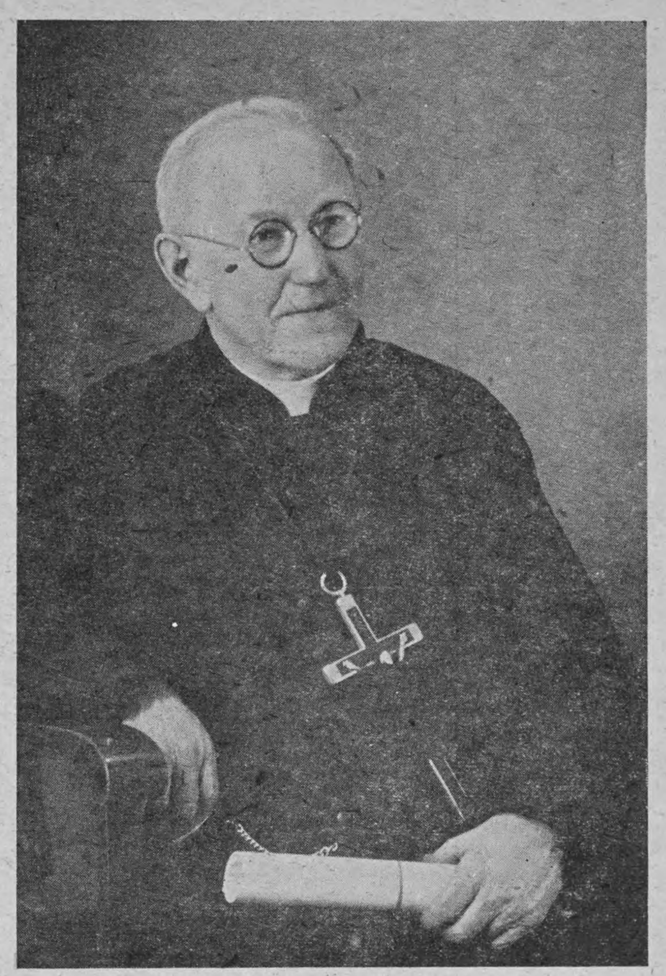
One night before a big game in the East, I was nervous and worried about the outcome the next day and was unable to sleep. I pitched and rolled about the bed and finally decided to dress and go downstairs. It must have been two or three o'clock in the morning when I stepped into the deserted lobby, so I took a chair and tried to get that football game off my mind by engaging some of the bellboys in conversation.

Along about five or six o'clock I started pacing the floor, when suddenly I ran into two of my own players hurrying out. I asked them where they were going at such an hour, although I had a good idea. Then I retired to a chair in the lobby where I couldn't be seen but where I could see everyone who went in or out the door. Within the next few minutes other players kept hurrying out of the door in pairs and groups. Finally, when most of them had gone, I stood near the door so I could question the next player who came along.

In a minute or two, the last of the squad rushed out of an elevator and made for the door. I stopped them and asked if they, too, were going to Mass. They replied that they were so I decided to go along with them. Although they probably didn't realize it, these youngsters were making a powerful impression on me with their piety and devotion. And when I saw all of them walking up to receive Communion, and realized the several hours sleep they had sacrificed in order to do this, I understood for the first time what a powerful ally their religion was to these boys in their work on the football field. It was then that I really began to see the light, to know what was missing in my life.

Some time later I had the great happiness of joining my boys at the Communion rail.

(Condensed from the Notre Dame Bulletin.)



Rev. F. Brueck, O.M.I.—
The great Apostle of the Orphans,
Died, January 9, 1947.

O FELIX CULPA

"Dying thou shalt die the death."
O happy curse, when Adam heard
This sentence hid in the same breath
The greatest blessing in one Word.

Fray Angelico Chavez.

— Children don't honor parents most often because parents don't honor God.

When in doubt, tell the truth. — Mark Twain.

He that is over-cautious will accomplish but very little.

Cardinal Villeneuve

✝ January 17, 1947

EMINENT CHURCHMAN
DISTINGUISHED CANADIAN
ILLUSTRIOUS OBLATE

On Jan. 17, Cardinal Rodrigue J. M. Villeneuve, O.M.I. passed peacefully on to eternity. In his passing the Church has lost a prominent Churchman, and Canada an outstanding Canadian.

Cardinal Villeneuve, the son of a poor shoemaker, was born in Montreal Nov. 2, 1883. Having completed his primary education at Sacred Heart School and Mount St. Louis High School, he entered the Novitiate of the Oblate Fathers at Lachine, in 1901. On May 27, 1907, at the age of 23, he was ordained to the priesthood. The next 23 years found him teaching philosophy, canon law and moral theology at the Ottawa Scholasticate. Here also he was Superior for nine years. In 1930 he was consecrated a Bishop and was appointed the first Bishop of Gravelbourg, Sask.; in 1931 he became Archbishop of Quebec, and in 1933 a Cardinal. As Papal Legate he attended the first Canadian Eucharistic Congress, which was held in Quebec City in 1933. At the dedication of the Basilica at Domremy, France, in 1939, he was privileged to represent the Holy Father. He was the first Cardinal to make a trans-atlantic air voyage to visit the Pope. The year 1945 saw him, as Papal Legate to the Inter-American Marian Congress, in Mexico, on the occasion of the 50th Anniversary of the coronation of Our Lady of Guadelupe. As Primate of Canada, he visited all its provinces. He presided at the Centenary Celebrations of the coming to the West of the Oblate Fathers, pioneer missionaries of the Western Plains. The Cardinal's last great arduous missionary journey was to Isle a la Crosse in Northern Saskatchewan. Here he presided at the Centenary Celebrations of the establishment of the Church in Saskatchewan, Alberta, Mackenzie, Grouard and Keewatin.

When Pope Pius XI died, Cardinal Villeneuve was mentioned as an acceptable Cardinal for the Papecy. There were persistent rumors in 1946 that he would be named Cardinal Secretary of State.

The Cardinal's advancement in the Church can be termed phenominal. At the age of 23 he was a priest; at the age of 47 a Bishop; at 48 an Archbishop; and at 50 a Cardinal.

An Eminent Churchman

His Eminence Cardinal Villeneuve was endowed with great brilliance of mind, human understanding and an innate charming and radiating friendliness. Possessing great vision, insight and keen perception he became a great scholar, a deep philosopher and a profound theologian, and was recognized as a brilliant lecturer and an eminent teacher. Thoroughly understanding the age in which we live—its trends, its errors and heresies, its search for truth and peace—he was an unerring guide through the chaos of modern thought and living. As a Bishop and Prince of the Church, he recognized his grave duty and responsibility to give sure guidance and clearly defined directives. There was no compromise with error, but always great tolerance and forbearance toward the erring. Although prudent, he was ever courageous and fearless in his utterances and statements, even at the risk of being misinterpreted and misquoted. In him, the Church in Canada possessed a voice, an advocate of its doctrines, an intrepid leader, a fearless defender of the Faith. Amid the confusion arising out of heresy and conflicting ideologies, his clear, lucid pronouncements reached beyond the confines of our nation to give certainty and unerring guidance. When politics or government entered the Domain of Sanctuary, the Church had in Cardinal Villeneuve a fearless champion for its rights. Even those who failed to understand or who were opposed, could not help but respect the Church all the more. Constantly opposing all erroneous philosophies, he was an outspoken foe of Communism, Nazism, Socialism, Fascism, racism, statism, and of philosophical liberalism. Yet he was not negative in his condemnation of error; he was positive in his pronouncements in that he advocated the clear-cut solutions



of the Church. Going further than that, he openly and fearlessly backed movements which advocated its solutions. "Docere quid sit Christus," "To teach Christ," was his motto. He was always the teacher; may we say, a great Doctor of the Church, and its fearless spokesman.

A Distinguished Canadian

Cardinal Villeneuve was an eminent Churchman and because of it he was a distinguished Canadian. Not only did he love and respect his own people but he "was all things to all men." However, he did not oversimplify the problem, as he clearly understood that Canada was most cosmopolitan: its citizens being of many racial origins. Nevertheless, he strove constantly to make them one. He was an ardent defender of traditions and custom and had a deep understanding for all. As Bishop of Gravelbourg, he even set out to learn the German language to better serve so many of his faithful. Being tolerant of all, he endeared himself to all irrespectively. All barriers were transcended by his love for his people. The developement, unification and strengthening of true Canadian Citizenship was greatly encouraged by his public pronouncements and private directives. The love for his country, for its cosmopolitan peoples was elevated, purified, enriched and spiritualized by Faith. He was tolerant, broadminded, fair and just; but most of all did his genuine charm, friendliness and charity stand out. Indeed he was a distinguished Canadian.

An Illustrious Oblate

There is beauty and harmony in the perfect blending of variety. So it is in the Church. Great variety does exist. There are the secular clergy, the many Orders of religious men and women. The Cardinal was a friend and defender of all. At the same time he retained a filial love and devotion for his own religious family.

During his many travels, he was wont to visit Oblate Houses and Missions. His particular attention was for the lowliest of numbers. That distinctive charity, friendliness and charm which won all hearts for him as Superior of the Scholasticate, he ever retained as Cardinal. He was ever approachable and accessible, sympathetic, understanding and kind. The Red Hat and a Cardinal's crimson robes were given to him in recognition of the heroic missionary work of the Oblate Fathers in all of Western Canada and in Northern Arctic missions. The attendance of the Cardinal at the Centenary Celebrations in St. Boniface had as its purpose to render public homage to these pioneer missionaries. The arduous journey to Isle a la Crosse was undertaken to pay tribute to them. This journey was to be his last. On his way back to Quebec, he was stricken with the heart ailment which claimed his life. He was the Oblate's most illustrious member.

The pages of Church and of Canadian History will record his many deeds. His influence will endure and live on. From heaven above the Cardinal might well repeat the message he left to the peoples of the West: "Separated though I may be from the people I have learned to love, I shall not forget that I have become one of them."

STOP

Gossiping.

Grumbling.

Pretending to be your real self.

Going around with a gloomy face.

Faultfinding, nagging, and worrying.

Taking offense where none is intended.

Scolding and flying into a passion over trifles.

Boasting of what you can do instead of doing it.

Talking continually about yourself and your affairs.

Saying unkind things about acquaintances and friends.

—Catholic Young People's Friend

Tight Shoes

....Every night around six, a tired-looking man used to board the 42nd Street trolley in New York—and each evening he would remark to the conductor that his feet hurt.

One night the conductor asked him why he didn't buy another pair of shoes if the ones he had worn so long were uncomfortable.

"Well, it's this way," the man said. "I have so little in life. A year ago my wife left me. My son is in jail. My daughter ran away from home. And the only comfort I have when I get home each night is to take off these shoes." —The Sign



Medical Corner

Contributed by
J. H. SCHROPP, M.D., C.M., L.M.C.C.

Dear Reader:—

As happens occasionally, when I have a few minutes of leisure, after I have ceased worrying about my patients, after I have helped the children with their homework, after they are asleep, and the house is quiet, homelike and warm, — when I have these few minutes of leisure I think of the Medical Corner, take pencil and paper and begin to write. Invariably my wife sits somewhere in the living room, darning socks, or repairing other parts of clothing, grumbling perhaps, because I just don't sit down and relax.

She thinks that, to relax means to sit down in a cozy chair, stretch out one's bedroom-slippered legs, or feet as the case might be, suck at one's pipe and discuss in detail the problems relating to one's income tax, future professions for the children, a new drug, alterations to one's house and surroundings, political trends of the moment, and all that is associated with the headaches of world and government affairs. These things all have their time and place, but when one is married and is a doctor to top the bargain, these duties become manifold, in fact, colossal.

Is there any wonder that a doctor is almost sure to die young when forced to shoulder these responsibilities over and above those that automatically accompany a private practice? It helps little if the wife shoulders half the burden while the doctor devotes his time solely to his practice. That would only help to increase the mortality rate and shorten the life-span of his partner in the bond of matrimony. Imagine, if every doctor's wife in Canada, there are nearly 12,000 of them, overloaded her shoulders with these things, how they would badly bend her ladyship's mortality rate!

And yet, the doctor is not such a colossus as he is sometimes made out to be, not such an intellectual giant to be set aside as something distinct or intangible. He is, above all, human in every respect and needs human companionship, comfort and understanding not only on the part of a wife and children, but perhaps more on the part of his everyday patients and by each and every element of society. Most doctors have a home and family. To these are added a practice that fits like a hat over a marble, or should I liken him to the pivot of a top, he the centre of gravity above and around which swirl in heavy array his family, his each and every patient, his social connections, and tons of medical literature, scientific to the nth degree. That is just it! He sits at the bottom while hundreds of elements are piled on top of him holding him down to that limited speck of freedom which is his to enjoy.

Each and every element that envelops him claims him as its own, just as each spoke of a wheel claims the hub. The spokes, however, forget that it also takes a rim to complete the wheel, just as each pebble forgets that there are others like it on the beach. The wife, who must share him with the rest of the community, the son, who wishes to play baseball just as dad is called away, the patient, who comes for advice and treatment, —all these have a share in the doctor, some according to their natural rights, others for professional reasons.

God should have fashioned doctors on a different pattern. He should have placed him a little above humanity, composed of skin and bones as humans are, but his hands should have been anointed with a touch of the supernatural, just a spice of the power of miracles at his fingertips. He could have blown away pneumonia, cured a ruptured appendix by a mere touch, delivered a baby without it being necessary to attend for hours. In fact, God should have allowed doctors to be born, not made by slow degrees in the lecture-room and test-tubes of a university.

To be continued on page 47

Let the Snows Come........

By Blanche Yvonne Mosler

Old Michael knew that just as long as he remembered anything, he would remember this. The sunlight streaming all around him, and the railroad tracks winding out like silver ribbons ahead of him. It must have been like this, all wonderful and beautiful, on many afternoons during the past half century; but now that he was seventy and this was the last trip that he'd ever make, it seemed that he was seeing everything through different eyes.

"Gettin' in on time," Slim, the fireman, was saying.

"Yep," said Michael.

Funny how many times they had said just that and now they were saying it for the final time. It was all turning out very much like a dream.

Michael let the reverse lever down a bit, closed the throttle slightly, and set the air brake as the train approached a crossing. Across the stillness of the afternoon, his warning whistle drifted: two medium, one short, and one long-drawn-out that was to fade away only when the crossing had been reached.

"Look out!" Slim yelled suddenly. He had to raise his voice a trifle these days for the engineer.

Michael set the brakes vigorously—m e c h a n i c a l l y. Long years of railroadin' had made his thickly veined old hands rather sure and skillful. "Danged fools!" he called back to Slim, as a Ford coupe slid over the tracks only an instant ahead of the cowcatcher. "Ought to be hit!"

He leaned out of the cab window and spit a wad of tobacco. The engine leaped forward, the rails fell away and rolled back under the heavy wheels on the last stretch of the last journey.

Michael knew that he ought to feel tired at seventy. When an engineer got so old that they made him stop railroadin', he ought to feel old. But he didn't. If the company weren't so persnickety, he could go on making his regular run for years yet; yes, and doing it just as well as the young squirt who'd be taking his place tomorrow. Something caught at Michael's throat and he blinked his eyes. He wondered how Slim would like firing for a new man. Slim hadn't said anything about it yet. Michael was touched with wonder at the fireman's silence, when Slim said, not glancing directly at him, but sort of away off down the tracks ahead:

"It's going to be pretty different in the cab from now on. I sort of dread tomorrow."

Michael pretended he had a cinder in his eye so that he could push up his spectacles and rub it a bit.

"Oh, shucks," he replied, "everything'll be all right. I've done right well with this steam contraption here, but those newfangled streamliners and I wouldn't gee at all. I always figured that when it was time for the snortin' old steam engine to be shoved out, they might as well shove me out with it. I'm just an old-style railroader. Guess it's up to the younger generation to shoot along in those new, crazy-looking affairs!"

He felt sort of proud, keeping up a pretense of cheerfulness he didn't remotely feel.

"You've done some shootin' along yourself, Mike," retorted Slim. "Ain't none of the new fellows coming along that can run an engine any better'n you —streamline, or no streamline!"

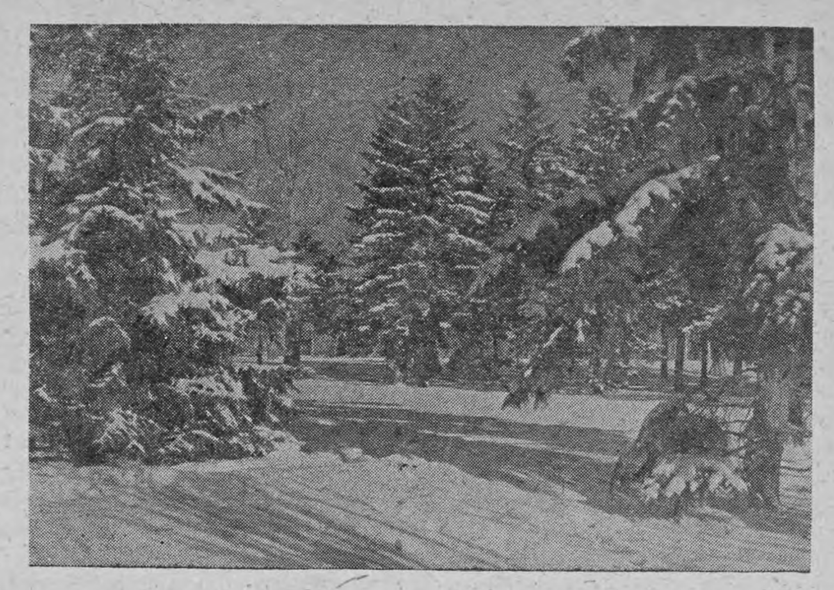
"Thanks," murmered Michael.

He had to swagger a little after that, so he opened up the throttle several more notches and let her have it. Telegraph poles swept past as the swift-turning wheels sang their music in his ears: clickety-click, clickety-click, clickety-click.

Leaning comfortably out of the window, Michael peered over his glasses. There was a long blue automobile racing over the road beside the right-of-way. He grinned as he caught up with it, thundered past, and left it far behind. With his free hand he gave ,them the old high ball while the people in the car good-naturedly waved b a c k. Those danged people on the roads—he and they had always been such good friends when they stayed where they belonged; but they were such cussed humans when they tried to zip across the tracks where the road swerved and dipped across the train's path. At those times, they would thumb noses at him and Slim, provided they made it over. Then, once again on their own side, they'd start waving friendly as ever. Sometimes, they didn't make it, but it had never been old Michael's fault. At times like that, the automobile and its occupants had been dashed to pieces, with mangled flesh and blood all over the place till it made a man sick. Well, an engineer did his best, he followed orders, but the fact remained that it took a long train just so many yards before it could be brought to a stop, no matter how the brakes were applied.

Roaring across the l e v e l

stretch of land, the wildflowers upon either side seemed to be no more than blurred patches of pink and yellow and blue. Off in the distance Michael could make out the little cluster of roofs and chimneys of Huntsville with the waning sunlight glinting over them. He glanced toward Slim to see how he was taking the tremendous speed. The fireman grinned back at him, nodding approvingly. Not until this silent applause did Michael begin to slacken his pace. Almost imperceptibly, but yet with certainty, they were slowing down. The flowers no longer appeared as splashes of color, but stood out as separate, slender blossoms. The tiny red depot of Huntsville was taking on shape, standing out clearly.



February twilight

He heard the train's whistle as it approached the station, scarcely conscious that he himself had caused it to whistle. An engineer whistled in a different way for a station—just one long one. Plaintive, Michael's whistle was. Each of the men did it in his own peculiar way, and over the years, Michael had got in the habit of doing it plaintively. At the crossings, when he blew two mediums, one short, and one long, he always made the first two blasts plaintive, the next one more cheerful, rather staccato, but the last—oh, the last one was where Michael shone! For it was this one that wailed out, and over the countryside like a heartbroken, lonely thing. Funny thing, how an engine's whistle responded to the man in the cab, played whatever music was in his soul.

Miss Emily always said she could tell when Michael was pulling in by the way the train whistled. He had heard her say it with considerable pride and he had remembered it forever after, whenever he approached home. It was pretty nice, especially on a night run, to be there in the cab with the darkness swirling all about him, and think that someone was listening for him. It was nice, even on a pleasant, sunshiny afternoon, too.

Michael never exactly thought of Miss Emily as waiting for him, because she hadn't said that. But he could always picture her listening, and it comforted him.

Her house, a two-story trim white house, was next door to where Michael lived with his niece and nephew. It wasn't much of a home for him, but he had stayed there for five years now, ever since his sister Martha had died. Often, as he whirled through space, with the hugh black wheels turning, and ever turning, he almost wished that he had asked some girl to marry him when he was a young man. He would have had a real home now, and a wife and children waiting for him. But, somehow, he had never got up nerve enough to propose to any of the girls he had known back

Portrait of Mother

NANCY BUCKLEY

A Mother is surely from Heaven above,
A part of God's goodness and part of His love;
Patience and courage are hers all the while,
And none has so tender and hopeful a smile.
She is the sunshine on life's shadowed way,
The laughter that gladdens the hours of the day;
Serving her loved ones with kindliest grace,
Gentle the sympathy on her dear face;
Mellow her eyes with their warm golden light,
Steady as stars in a soft summer's night;
Faithful her praying untroubled by fears,
Growing and strengthening all through the years.
A Mother stands high above all the rest,
She is so beautiful, she is so blest;
She is so surely from Heaven above,
A part of God's goodness and part of His love.

in the old days, and now he was an old man and it was too late.

And sometimes he fell to thinking about Miss Emily, just as he was doing at this precise moment, and he would wonder why she had never married. She was so neat, and her gray hair was always arranged so becomingly—parted in the center and drawn softly back—or so it seemed to Michael. She had kind, twinkling gray eyes, too, and upon those evenings when she had invited him to come over and sit with her and her brother James in the trim white house, she had always had something hot and fragrant in the oven. Sometimes, it was James who slipped over and threw a handful of loose gravel, or a pebble, against Michael's bedroom window pane, making such a slight sound that only Michael was aware of it. Upon these occasions, whether it was Milly or James that extended the invitation, Michael would slip out of his niece's house, his face beaming with pleasure because of this secret, intimate thing in his life. He would hurry across the strip of grassy yard that lay between the two houses with an almost stealthy joy. When these wonderful invitations had first come into his lonely life, he would climb the steps of Miss Emily's back porch and then tap gently upon the door to let them know he had come. But that was only at first, for after the initial visit Miss Emily had called out to him in her cheerful voice just to "Open the door and walk right in."

And always there was that delicious smell of pastry baking in her roomy stove. Michael always pretended that his thoughts were miles and miles away from that oven, but his faded blue eyes managed to gaze in its neighborhood every now and then, and he always experienced an ecstatic tingling all over when he was made to take a substantial helping of whatever it was Miss Emily had chanced to cook. Sometimes, it was gingerbread, piping hot, that she lifted from the oven and that smelled, oh, goodness, how it smelled! She would cover it with mounds of snowy whipped cream and pour golden brown coffee from the bubbling percolator into great china mugs. It was then that Miss Emily's brother James, an invalid, but who had formerly been an engineer on the Santa Fe, would interrupt their talk of railroadin' long enough to smile up at his sister an say: "If there's anything a man likes, it's a good, big cup of strong coffee!" And Michael, recalling the lukewarm, weak stuff he had been forced to drink in myriad little restaurants up and down the line, would agree, albeit more more shyly. Then thinking he ought to swagger a trifle with a lady present, he'd add: "Yep, nothin' like a good cup of Java!" He had overheard a young blade say just that one day as they sat at a lunch counter together. Calling coffee 'Java' made him feel rather up-to-date; not such an old fogey as he feared Miss Emily thought he was.

However, there were evenings when Michael felt a distant disappointment in himself. Not so much when James was present, for upon these occasions he got on well enough he supposed. Once James got him off on his favorite subject, he forgot to be shy, and talked so freely that Miss Emily would smile on them both and exclaim: "Well, mercy on us, it does look like you two would have had enough of running engines without always talking about it!" But she enjoyed listening just the same, despite her scoldings, and times without number she had been known to interrupt their masculine privacy to ask a question. Then, Michael, fairly bursting with importance, would explain, even though he doubted that any woman could fully appreciate and fathom the miracle of railroadin'; the bright shimmering magic or the rails. No, not even a remarkably intelligent woman like Miss Emily.

Yes, with James near, he had carried everything off quite admirably. It was those other few evenings, when he had been alone with Miss Emily, when James had been away visiting friends; and then that time when he had been in the hospital. Those evenings no one knew better than Michael that he hadn't come off with honors. Instead of talking freely as was his wont, he couldn't for the life of him think of anything to say at all. Terribly bashful and awkward, he had merely sat stiffly straight as if he had swallowed a poker that refused to let him bend. His hostess hadn't seemed to pay any particular attention to his suffering, because she had gone about the kitchen, fixing things the same as before. How he had suffered, being so ill at ease, no one but he himself knew. He would open his mouth to make a remark that struck him as very sensible and fitting, then as Miss Emily looked up, or moved nearer to where he sat, he would clamp his lips tightly again without ever speaking so much as a syllable. Once she had caught him with his mouth hanging wide open like a thirsty sparrow, he told himself later; and, after studying him intently with her twinkling eyes, she had proceeded with her task. There had been one evening—Michael shuddered every time he remembered it—when he had desperately struggled to remark on the weather. "Nice, warm evenin'," he had ventured timidly, "like spring." Following Miss Emily's somewhat surprised eyes as they glanced out the window, he perceived with no little chagrin that it was snowing. He cursed himself silently, but thoroughly, for being so absent-minded. Miss Emily had laughed gaily at him, and he had laughed, too, but without mirth.

(Concluded next issue)

Oblate Fathers and Brothers of St. Mary's Province, Regina

JANUARY 1947

PROVINCIAL ADMINISTRATION

Rev. Fathers:

Boekenfoehr, John .... **Provincial**
Schweers, Theodore .... 1st O.C.
Sylla, Anthony .... 2nd O.C.
Wachowicz, Stanley .... 1st. E.C.
Switallo, Joseph .... 2nd E.C.
Riffel, Peter A. .... Provincial Bursar.

1. St. Mary's District:
Provincial House, 2026 Winnipeg St., Regina, Sask.

Rev. Fathers:

Boekenfoehr, John .... Provincial
Riffel, Peter A. .... Provincial Bursar
Riffel, Anton .... Superior
Merx, Werner .... 1st Asst. and local bursar.
Plischke, Francis .... 2nd Asst., Holdfast, Sask.
Schulte, Joseph .... Allan, Sask.
Schimnowski, Alfred
Hubbert, Joseph Ph. .... Dilke, Sask.
Krawitz, Heinrich
Peters, John .... Allan, Sask.
Herbst, Patrick
Weiss, Adolph (Lay Bro.)

2. Carolinum, Oblate House of Studies.

Rev. Fathers:

Switallo, Joseph .... 2nd E.C. and Superior.
Kuchartz, Godfrey .... 1st Asst.
Simon, Joseph .... 2nd Asst.
Herter, Anton
Hermann, Francis .... Asst. bursar
Boeser, John
Warnke, Joseph .... Bursar.
Fix, Valentine
Engel, Leopold
Engele, Philip
Stocker, Leonard
Nadeau, Francois
Prince, Alphonse
Lecuiea, Edward
Seewaldt, Leopold
Panek, Ladislas .... Krydor, Sask.
Kosolofski, Anthony .... Fremont, Sask.
Pilikowski, Albert .... Krydor, Sask.
Klein, Kasper .... 1036 College Dr., Saskatoon, Sask.

Lay Brothers:

Schumacher, Johannes
Bregula, Francis
Zisper, Anton
Uebel, Joseph
Kaintoch, Joseph
Loreth, Ronald.

Scholastics:

4th Year Theology—

Debuschere, Andre (Whitehorse Vicariate)
Rigaud, Pierre (Whitehorse Vicariate)

3rd Year Theology:

Shahun, Alexander
Lewans, Bernard
Studer, Basil
Kuffner, John
Hermann, Bernard
Lenz, Francis.

1st Year Theology:

Hanus, August
Hertz, Mathew
Wandler, Francis
Bichel, Nicolas.

1st and 2nd Year Philosophy—

Blatz, Peter
Janssen, Francis
Cannon, Donald
Engel, Bernard
Joerissen, Henry
Engel, Norbert.

II Arts—

Bichel, Philip
Doetzel, John
Carlson, Eric
(Alberta Province)
Kotowich, Mathew
Reschney, Waldemar
Sonntag, Vincent
Daly, Carl.

67 Students.

3. St. Joseph's District:

Novitiate, Oblate Fathers, St .Charles, Man.

Rev. Fathers:

Kelz, Heinrich .... Superior and Master of Novices
Feist, Nicodemus .... 1st Asst., St. Joseph's, 491 College Ave., Winnipeg, Man.
Loran, Hugo .... 2nd Asst. and bursar.
Hilland, Paul .... Little Britain, R.R. I, Box 134 A, Winnipeg, Man.
Ruh, Philip .... Cook's Creek, Manitoba.
Fuchs, Johannes
Schatz, Michael .... 491 College Ave., Winnipeg, Man.
Denner, Joseph, Lay Brother

4. Holy Ghost District:

Rev. Fathers:

Baderski, Stanley .... Superior, Oblate Fathers, 341 Selkirk Ave., Winnipeg, Man.
Prokop, Stanley .... 1st Asst., Garson, Man.
Golecki, Walter .... 2nd Asst. and Bursar.
Czujak, John .... Cook's Creek, Man.
Bednarz, John .... Elphinstone, Man.
Michalik, Augustine .... St. Boniface Hospital, St. Boniface, Man.

Buchwald, Casimir ....St. Aloysius Church, P.O. Greenbush, Minn., U.S.A.
Calinski, Leo
Lopuszanski, Joseph ....Oakburn, Man.
Ferdynus, Vincent ....Ashern, Man.
Latusek, Richard ....East Selkirk, Man.
Misiag, Stanley

5. Grayson District:

Rev. Fathers:
Ueberberg, Bernard ....Superior, Grayson, Sask.
Wachowicz, Stanley ....1 E.C. Melville, Sask.
Kosian, Richard ....1st Asst., Lemberg, Sask.
Riedinger, Joseph ....2nd Asst., Killaly, Sask.
Gabriel, Leo ....Southey, Sask.
Klein, Christopher ....Melville, Sask.

6 Tramping Lake District:

Rev. Fathers:
Schweers, Theodore ....1st O.C., Superior Tramping Lake, Sask.
Schaller, Alphonse ....1st Asst., Wilkie, Sask.
Rheidt, Johannes ....2nd Asst., Revenue, Sask.
Beoning, Heinrich ....Leipzig, Sask.
Sluga, Joseph ....Handel, Sask.
DeMong, Francis ....Scott, Sask.

7. Kerrobert District:

Rev. Fathers:
Meyer, Konrad ....Superior, Salvador, Sask.
Groetschel, Carl ....1st Asst., Reward, Sask.
Habets, Peter ....2nd Asst., Cosine, Sask.
Nelz, Ernest ....St. John's P.O. Denzil, Sask.
Schultz, Joh. B. ....Grosswerder, Sask.
Schnerch, Thomas ....Macklin, Sask.
Ackermann, Carl ....Denzil, Sask.
Boening, Joseph ....Primate, Sask.
Walliser, George ....Kerrobert, Sask.
Hermann, Jacob ....Luseland, Sask.

8. Prelate District:

Rev. Fathers:
Bieler, Peter ....Superior, Prelate, Sask.
Schneider, Joseph ....1st Asst., Mendham, Sask.
Watschel, John ......2nd Asst., St. John's, Johnsborough, Sask.
Forner, August ....Prelate, Sask.
Heintze, B. M. ....Blumenfeld, P.O. Prelate, Sask.
Schnerch, James ....Richmond, Sask.
Prothmann, Carl ....Liebenthal, Sask.
Fetsch, John ....Lancer, Sask.
Bermel, Henry ....Fox Valley, Sask.

9. St. Walburg District:

Rev. Fathers:
Leibel, Peter ....Superior, Goodsoil, Sask.
Funke, Philip ....1st Asst., Barthel, Sask.
Warnke, Noah ....2nd Asst., Paradise Hill, Sask.
Riffel, Timothy ....St. Walburg, Sask.
Leibel, Pius ....Goodsoil, Sask.
Feist, Paul ....Goodsoil, Sask.

10. Rama District:

Rev. Fathers:
Holick, Casimir J. ....Superior, Lintlaw, Sask.
Sylla, Anthony ....2nd O.C. 1st Asst., Rama, Sask.
Wecki, Miecislaus ....2nd Asst., Fosston, Sask.
Nowak, Thomas ....Sturgis, Sask.
Kucharczyk, Joseph ....Buchanan, Sask.
Rabiega, Anthony ....Kuroki, Sask.

11. Toronto House:

Rev. Fathers:
Klita, Peter ....Superior, Oblate Fathers, 12 Denison Ave., Toronto, Ontario.
Puchniak, Stanley ....1st Asst., St. Mary's Church, 1990 Davenport Rd., Toronto, Ont.
Kwiatkowski, Felix ....2nd Asst., 12 Denison Ave.
Smith, Michael ....Bursar, 12 Denison Ave.

12. Vancouver, B.C.

Rev. Fathers:
Kosakiewicz, Francis, St. Casimir's Rectory, 4281 Inverness, Vancouver, B.C.
Walliser, James, Holy Family Parish, 1754 East 36th Ave., Vancouver, B.C.

13. Directly under the Provincial:

Rev. Fathers:
Schoenwasser, Johannes ....(convalescent).
Rygusiak, Edmond ....Flat Lake, Alta.
Sajewicz, John, Polish Camp Chaplain, Ifunda, Iringa, Tanganyika, E. Africa..... ....
Kucharski, Michael ....Address unknown.
Yost, Nicolas ....Belleville Province.

14. At the University Seminary in Ottawa:

Schnurr, Francis ....3rd Philosophy.
Hanus, Edward ....2nd Philosophy.

Resumé:

102 Fathers
26 Scholastics
8 Lay Brothers.

---

136 Oblates

2 scholastic novices
1 Lay Brother Novice
2 Scholastic priests for Whitehorse Vicariate
67 Students

Hermes, Hubert, deceased October 2nd, 1946.

You cannot **GIVE** what you have not **GOT**;
You cannot **KEEP** what you do not **SHARE**.

The Question Box

Only signed letters will be answered

How many kinds of holy water are there? Is the water blessed on Holy Saturday the same as the ordinary holy water?

There are four kinds of holy water. Baptismal water is blessed on Holy Saturday and the eve of Pentecost. This receives a special blessing and the oils consecrated on Holy Thursday are mixed into it. This water is used in Baptism. The second is "water of consecration" and is used by bishops in consecrating churches, altars and altar stones. At its blessing, wine, salt and ashes are put into it. The third is the ordinary holy water which is used in various ceremonies, placed in fonts at the entrance to churches and also used in homes. The fourth is the Easter water, which is blessed on Holy Saturday. Some of this is used for baptismal water as explained above; some is used to bless homes on Holy Saturday and some taken by the faithful to their homes. Easter water blessed on Holy Saturday is different from ordinary holy water in that it is blessed in a different manner and at a special time. It is the same in that its uses are the same as oridnary holy water.

Can a person make a confession of sins and receive absolution by mail or over the telephone?

The granting of absolution must be both vocal and in the presence of the penitent. Moreover, absolution must in all cases be preceded by a confession of sin by word of mouth, i.e., heard by the priest. In the long history of the Church no other form of confession has been practiced or permitted. Some theologians were at one time of the opinion that absolution could be conveyed by letter in a case of extreme necessity. Pope Clement VIII, after hearing the reasons advanced, declared this opinion to be false and scandalous. His decree makes it evident that absolution by mail or by messenger would be invalid. In the case of confession by telephone, there is vocal communication and, in a sense, the persons are not absent from one another. However, the telephone does not convey the human voice, but only an artificial and close imitation. And, since the "presence" is neither natural or physical, we must conclude that the telephone as a means of confession does not fulfill the requirements for validity.

Medical Corner

Continued from page 41

And yet, even as he is, I sometimes wonder just how close he is to the priest and to the angel, ministering to the body as well as to the soul. A life snatched from an immature grave, a baby helped with the first breath of life, a patient cured of disease, —these bring the doctor very near to the Gates of Heaven, and recompense him for all else that make life for him a burden.

The world has always had its medicine-men, and its doctors. God Himself has shown him the way. But alas! How widely has the modern doctor been forced to go astray, led by the straw of science to which he is forced to cling if he is to survive. And medicine, too, is clinging to a straw. Has it not long ago lost the spiritual, and become mechanized, something chemical. Medicine's intuitive touch has disappeared from the fingertips of the physician and has been replaced by the photoelectric cell. A patient's symptoms are translated on an intricate machine into a photograph, a strip of paper, an electric spark. Even the intimacies of the brain are recorded in wavelengths on the lie-detector. The practice of medicine of to-day is as sick and as material as the soul of science, as spiritual as the piston of an engine. The technical skill remains but the soul is gone. Science has become the key to righteousness, power the keynote to ultimate success.

And the doctor, when the helter-skelter of the day's onslaught is over, sits back in his chair wondering, wondering where medicine is going, where it will stop. The books from which ten years ago he derived his learning have become obsolete, the treatment he prescribed to-day has become outmoded to-morrow, the liberties of private practice will be state-controlled in days to come.

What of the individuality of the doctor? Will he, too, become as a spoke in a wheel, as a pebble on the beach, as a satellite revolving around the sun of a central government. Just as the modern child is allowed to take root and grow in modern society only if science proves its necessity, so, too, will the doctor be governed by the test-tube and by the forces contained in the atom. If the trunk of a tree has lost its sap, the branches must invariably die. If medicine will rely only on the material, if it loses its soul, the doctor, too, must become as material and as dead as the sap that nourishes him.

Have you heard these?

Pop: "Now be good while I'm out."
Son: "For a nickel I will."
Pop: "Son, you'll never be a real son of mine until you're good for nothing.

*

"Doctor," said the lady patient, "I suffer a great deal with my eyes."
"Everybody does, madam," replied the M.D. "But you would probably suffer a great deal more without 'em."

*

"Why is Jones pacing up and down in front of his house like that?"
"He's awfully worried about his wife, poor chap."
"Why, what's she got?"
"The car."

An actor, long unemployed, became desperate and advertised in a Broadway journal as follows:
"Engagements wanted. Small part, such as dead body or outside shouts."

*

A negro mammy whose years were many but who seemed to be always sprightly and happy, was asked by a young man how she kept her youth. She replied, "Well, ah tell yo, son, when ah works, ah works; when ah sits, ah sits loose; and when ah worries, ah jest goes to sleep."

*

Sambo: "Whar am Rastus terday, Marcellus?"
Marcellus: "He am in de hospital."
Sambo: "In de hospital! What happened to him?"
Marcellus: "Oh, he jest came down de ladder about 10 minutes aftah it had been tooked away."

*

A lady checking over her grocery bill, found this item— "One tom cat—fifteen cents."
Indignant, she called up her grocer and demanded an explanation.
"Oh, that's all right, Mrs. Jones," explained the grocer, "that's an abbreviation for tomato catsup."

*

Bill: "That was the unkindest cut of all, as the poet says."
Harry: "What was?"
Bill: "I showed her one of my boyhood pictures with my father holding me on his knee, and she said, 'My, who is the ventriloquist?"

Mike: 'I got one of those suits with two pairs of pants."
Gus: "How do you like it?"
Mike: "Not so well. It's too hot wearing two pairs of pants."

The Student's Burse . . .

Previously acknowledged:	$1,868.10
Mrs. F. Ubell, Luseland, Sask.	1.00
A Friend, St. Gregor, Sask.	1.00
A Friend, Regina, Sask.	1.00
H. J. Arthofer, Abbey, Sask.	5.00
	$1,876.10

Please send your contributions to:
Association of Mary Immaculate
c/o Marian Press—924 Victoria Ave.,
Regina, Sask.

"Queen of the Prairie Series"

A correspondence course of Catholic religious instruction on the Apostles' Creed by the Sisters of Service.

This course consists of twenty-eight leaflet lessons, each lesson accompanied by a set of objective questions.

For further information please write to the

SISTERS OF SERVICE
2220 Cameron St. Regina, Sask.

Renew your subscription promptly. When moving send in both old and new addresses.



An Appropriate and Pleasing

PRESENT or GIFT

for a

BIRTHDAY, WEDDING or FEASTDAY

for a Relative or Friend is a year's Subscription to

THE MARIENBOTE

Please send The Marienbote for one year to:

Name ....

Address ....

Enclosed you will find $2.00—also please mail a gift letter stating that the magazine is being sent with the compliments and best wishes of:

Name ....

Address ....